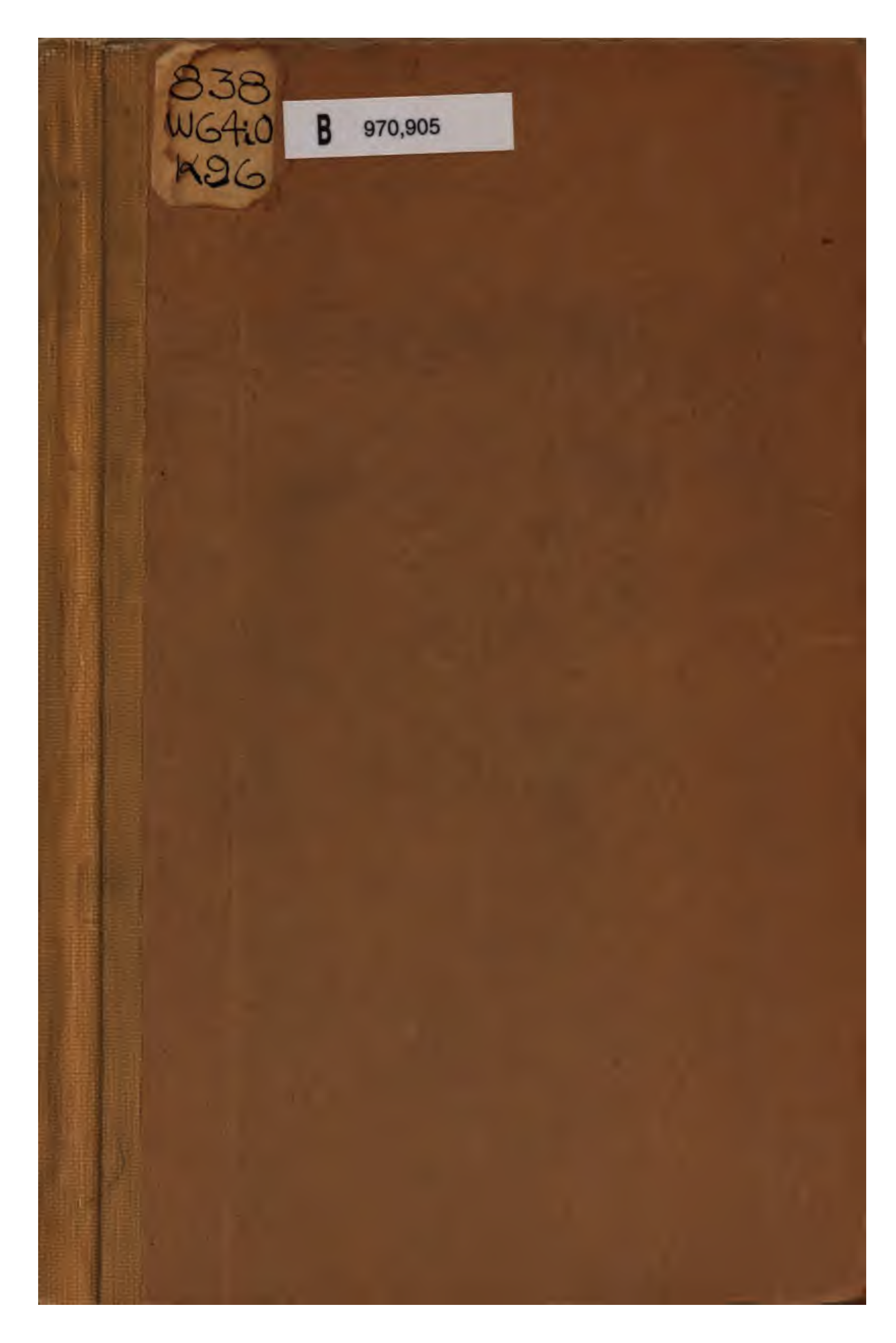
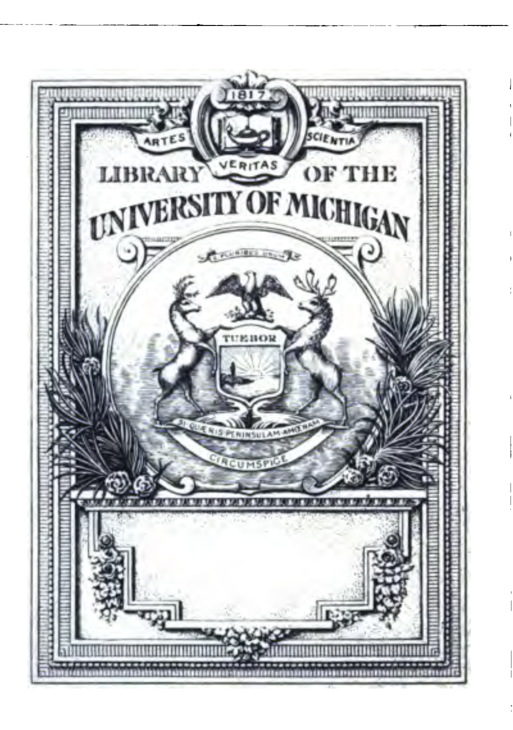
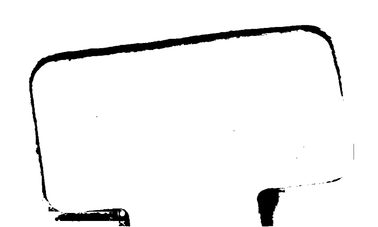

838
WG4i0
K96
B 970,905


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



JRG

IDRIS UND ZENIDE.

EIN BEITRAG ZUR ERKENNTNIS DER SPRACHE WIELANDS IN SEINEN EPISCHEN DICHTUNGEN.

INAUGURAL-DISSERTATION

VERFASST UND DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT

DER

KGL. BAYER. JULIUS-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT WÜRZBURG

ZUR

ERLANGUNG DER DOCTORWÜRDE

VORGELEGT

AM 1. JANUAR 1901

VON

GUSTAV KUHN

K. REALLEHRER IN NÜRNBERG

AUS

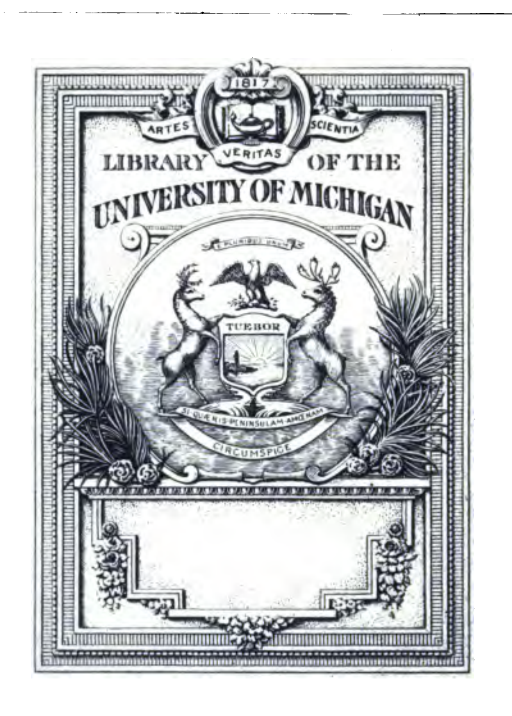
WALDMÜNCHEN.

WÜRZBURG.

BUCHDRUCKEREI A. BORST.

1901.

MEINEM TEUERN VATER
ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAGE.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Doch hierin liegt nicht der einzige Reiz, der uns zu diesen Märchendichtungen hinzieht; es ist vielmehr noch von weit höherem Interesse, zu sehen, wie der Dichter in denselben nach jener Reinheit der Sprache ringt, die er sich später anzueignen verstanden hat, und wie er sich bemüht, auch in diesen kleinen Schriften den Lesern nur sein Bestes zu bieten. Bei fast keinem Dichter finden wir eine derartig übertriebene Aengstlichkeit und Sorgfalt in der Ausarbeitung seiner Dichtungen und es ist daher auch beinahe nirgends in dem Grade zu beobachten, dass die späteren Ausgaben dichterischer Werke von den ersten in so vielen Punkten abweichen. Gerade bei Wieland, einem so hervorragenden Meister der Sprache, lässt sich beobachten, wie sich im Laufe der Jahre das Sprachgefühl und die ästhetischen Ansichten eines Mannes ändern können. Wenn wir unter diesem Gesichtspunkte an den Dichter herantreten, so werden wir uns in erster Linie mit dem Fragmente „Idris und Zenide" zu beschäftigen haben. Ein Vergleich der ersten Ausgabe desselben mit derjenigen aus letzter Hand, wird ausser dem gebotenen Eindringen in die Individualität des Dichters, auch wesentlich zum Verständnis seiner übrigen Werke beitragen. Es wird sich eben nicht nur darum handeln, das rein Formelle in den abweichenden Lesarten herauszufinden. Oft liegt die Frage nahe, ob der Dichter bei seinen Aenderungen einen glücklichen Griff gethan, oder ob er mit denselben den eigenartigen Zauber ursprünglicher, jugendlicher Frische zerstört hat, der diesen Kindern seiner Muse unverkennbar anhaftet. Dass sich die Ansichten Wielands in gar manchen Punkten im Laufe der Jahre geändert haben, wird, wie gesagt, in mancher Korrektur zu Tage treten. Nebenbei wird uns unwillkürlich das Verständnis auch dafür wachsen, wie es dem Dichter gelungen ist, seine Personen zu zeichnen und ihr inneres Leben, so weit sie ein solches besitzen, seinen Lesern überzeugend vorzuführen. — Man darf gerade bei Wieland, wenn man ihm nach jeder Seite hin gerecht werden will, nicht einseitig seine glänzende Darstellungsweise und unerschöpfliche Erfindungskraft bewundern.

„Idris, ein heroisch-komisches Gedicht“ liegt uns als Fragment vor. Es ist grösstenteils in den Jahren 1766—1767 entstanden und zwar unter ungünstigen Verhältnissen. Das öffentliche Amt eines Rates seiner Vaterstadt Biberach (1760—69) nahm ja die Arbeitskraft Wielands nicht allzusehr in Anspruch; aber immerhin hatte es für ihn genug Widerwärtigkeiten im Gefolge, die bei einem minder glühenden Verehrer der Musen gar leicht den poetischen Schwung der Phantasie gebrochen hätten. Er meint selbst in einem Briefe an seinen Freund und Verleger Salomon Gessner vom 19. August 1766: „Vielleicht werden Sie sich wundern, wo ich bei meinem Amte die Zeit zu so mühsamen Spielwerken hernehme, als dieser Idris ist“; und in einem anderen vom 13. September des folgenden Jahres: „Die dermaligen Umstände unseres hiesigen, in einer gewaltigen Reform begriffenen Gemeinwesens geben mir zeither und allem Ansehen nach noch eine lange Zeit so viel zu thun, dass ich weder Musse noch Laune haben werde, den Idris so bald als ich gehofft habe, zu vollenden“. Bald darauf, am 3. Dezember desselben Jahres klagt er abermals: „Der Mut, den Idris jemals zu vollenden, ist mir seit einigen Wochen völlig gefallen, ich bin also entschlossen, ihn ein Fragment bleiben zu lassen“.

Es mag für Wieland kein leichter Entschluss gewesen sein, von der Vollendung eines Werkes abzustehen, an das er, seinem eigenen Geständnisse nach, fünf volle Jahre seines Lebens gewendet; [1]) und das ihm, ungeachtet des Vergnügens, das er bei der Komposition desselben empfand, doch grosse Mühe und Er-

[1]) Idris. 1768. Vorrede.

schöpfung gekostet hat. [1]) „Nur wenige Journalisten in der Welt, meint er, können sich eine Vorstellung von der unendlichen Mühe machen, die ich mir geben musste, um diesem Gedicht das Ansehen von Leichtigkeit und die Politur zu geben, welche man, wie ich mir schmeichle, in den meisten Stanzen desselben nicht vermissen wird. Ich strebe nach Korrektion und nach einem so hohen Grade von Vollkommenheit, als mir zu erreichen nur immer möglich sein kann". [2])

Von wenigen seiner Schöpfungen war der Dichter in gleichem Grade befriedigt. Mit Spannung sah er der Publikation dieses Werkes, „das in seiner Art noch nicht seinesgleichen hat", [3]) entgegen und war neugierig, welche Stellung das lesende Publikum diesem Kuriosum auf dem Büchermarkte gegenüber einnehmen würde. „Ich bin, schreibt er an Gessner, sehr fest entschlossen, die ersten fünf Gesänge des Idris in künftiger Frühlingsmesse zu publizieren, um zu sehen, was die Deutschen zu einem Ding sagen werden, welches sie Mühe haben werden, in eine Klasse zu bringen". [4]) „Besonders von der Erfindung und den Schönheiten der Ausführung" [5]) hofft er sich bei der Kritik einen durchschlagenden Erfolg. Zum mindesten konnte er erwarten, dass man „einer so schweren und bisher von keinem Deutschen nur mit erträglichem Success versuchten Art von Reimerei" [6]) die Anerkennung nicht versagen werde, zumal nach seiner eigenen Auffassung, „ein guter Teil der Strophen sich neben den besten des Ariost und Tasso selbst sehen lassen dürfen". [7]) —

Der aufmunternde Zuspruch seiner Freunde und die meist gute Aufnahme der ersten fünf Gesänge lassen es erklärlich erscheinen, dass ihm wiederholt der Gedanke auftaucht, den Idris doch noch zu vollenden. Lange hatte er mit der Publikation desselben gezögert und „ihn in seinem Pulte liegen lassen, und immer auf die Zeit gehofft, in der ihn die Lust anwandeln könnte,

[1]) Brief an S. Gessner, vom 6. März 1767.
[2]) Idris. 1768. Vorrede.
[3]) Brief an Riedel, vom 4. Februar 1768.
[4]) An S. Gessner, vom 19. August 1766.
[5]) Ebenda.
[6]) An S. Gessner, vom 18. September 1766.
[7]) An S. Gessner, vom 19. August 1766.

an der Fortsetzung desselben zu arbeiten". [1]) Immer wieder spricht er in seinen Briefen von einer möglichen Vollendung und scheint geneigt, der Aufmunterung Gessners zu folgen. [2]) Erst am 10. August 1768 äussert er sich bestimmt: „Bei alledem muss Idris, so gut als die koische Venus, ein ewiger Torso bleiben; denn die folgenden Situationen und die Entwicklung sind in der That insoutenables. Lassen Sie mich dem Trieb der Muse folgen, die mich auf andere Unternehmungen fixiert". Selbstverständlich verlor Wieland dieses „Lieblingskind seiner launischen Muse" [3]) niemals aus den Augen und freute sich der Erfolge, die es auf seiner Reise durch Deutschland erzielte. Er wollte das Gedicht „überall, wo man deutsch lesen kann", [4]) in schöner Ausstattung „mit guten Vignetten oder womöglich gar mit Kupferblättern, welche die interessantesten Gemälde aus demselben vorstellten" [5]) vor die Oeffentlichkeit bringen. Zu gerne hätte er es in das Italienische übersetzt gesehen und er schrieb in dieser Angelegenheit an seinen Riedel: „Idris, bien traduit en italien, c'est à dire en ottave rime, voilà ce qui chatouilleroit très-agréablement ma petite vanité. Peut-être trouverez-Vous dans la suite occasion de contribuer quelque chose à réaliser cette fantaisie là". [6]) („Eine gute italienische Uebersetzung des Idris, und zwar in Ottaven, würde für mein Teilchen Eitelkeit höchst schmeichelhaft sein. Vielleicht finden Sie in der Folge einmal Gelegenheit zur Befriedigung dieser Laune etwas beizutragen".)

Nach dem Gesagten erscheint es ungerechtfertigt, wenn man in einer Ausgabe Wieland'scher Werke, die doch das deutsche Volk mit der Eigenart dieses Dichters vertraut machen sollte, den Idris blos deshalb unterdrückt, weil man sich für denselben nicht begeistern kann und der Ansicht huldigt, dass sich der Geschmack des Publikums von ihm wie von einigen anderen Dichtungen (dem neuen Amadis und der Musarion) in Zukunft immer mehr abwende. [7])

---

[1]) An Gessner, vom 21. Dezember 1767.
[2]) An Riedel, vom 2. Juni 1768.
[3]) An Riedel, vom 10. August 1768.
[4]) An Gessner, vom 6. März 1767.
[5]) Ebenda.
[6]) An Riedel, vom 16. Juni 1772.
[7]) Vergl.: Pröhle in seiner Wielandausgabe in der Kürschner'schen Notionallitteratur I. p. VI.

Ueber den Inhalt und die Tendenz unseres Feenmärchens, das Wieland selbst als eine Art Gegenstück zu den vier Facardins des Grafen Anton Hamilton bezeichnete, (Vergleiche: Brief an Madame de la Roche vom 5. November 1767: „Ce n'est qu' un fragment, comme les quatre Facardins de Hamilton. etc.“) lässt sich nach den geistreichen Bemerkungen seines Biographen J. G. Gruber nichts neues sagen. [1]) Auch dieser bedauert, dass Idris, „dieses Werk einer italienischen Einbildungskraft, das eine Frucht der Rosenmonde des ersten Jahres einer glücklichen Ehe war“, [2]) ein Fragment geblieben ist, und dass uns der Dichter so verhältnismässig wenig Andeutungen gemacht, (Ges. II. St. 101 u. f.) in welchen Rahmen er sich die Weiterentwicklung seiner Erzählung gedacht hat. Darüber kann ja nun wohl kein Zweifel sein, dass, wenn Wieland alle zehn Gesänge, mit den geplanten tausend achtzeiligen Strophen, [3]) vollendet hätte, die drei Arten der Liebe zu einander in Kontrast gestellt worden wären: Die platonische Liebe, deren Repräsentant Idris; die rein sinnliche, als deren Vertreter Itifall auftritt, und die Liebe des Herzens, wie sie zwischen jenen beiden die Mitte hält, die ihren Ausdruck in dem innigen Verhältnisse von Lila und Zerbin findet. Es wäre durchaus falsch, wenn man annehmen wollte, wie es leider, trotz des entschiedenen Widerspruches Grubers, von berufener und unberufener Seite immer wieder geschieht, Wieland habe der sinnlichen Liebe allein das Wort reden wollen und über die rein platonische von vornherein den Stab gebrochen. Er hat vielmehr in diesen Beiden Verirrungen der menschlichen Seele erblickt, welche an dem moralischen Untergange gar manchen Individuums schuld sind. Nur in deren Verquickung, in der Liebe des Herzens, der vollen geistigen Hingabe an das geliebte Wesen, in die sich eine gewisse Dosis Sinnlichkeit mischt, — wie es bei ganzen und seelisch gesunden Menschen nach den Gesetzen der Natur nicht anders zu erwarten ist, — konnte Wieland das Ideal der wahren Liebe erblicken; und er hätte sicher in seinem Gedichte die Repräsentanten der beiden extremen Richtungen zu ihrer Anerkennung

[1]) J. G. Gruber. Ch. M. Wieland. Leipzig 1815 I. p. 250 u. f.
[2]) Ebenda I. p. 226.
[3]) An Gessner, vom 6. März 1767.

gezwungen. (Vergl. Gruber I. p. 238 u. f.) Mit welchen Mitteln er dies erreicht hätte, darüber lässt sich bei der zügellosen Phantasie des Dichters nichts Bestimmtes sagen. Dass es ihm gelungen wäre, eine befriedigende Lösung zu finden, steht ausser jedem Zweifel. —

Kein Dichter hat in gleichem Masse wie Wieland eine auch nur ähnlich widersprechende Kritik erfahren. Diejenigen, die sich mit Lessing darüber freuten, „dass Herr Wieland die ätherischen Sphären verlassen und wieder unter den Menschenkindern wandelte“ [1]) setzten sich einer übertriebenen Anfeindung aller jener aus, die es dem Dichter nie verzeihen konnten, dass er die Hoffnungen, die man in der Schweiz auf ihn gesetzt, betrogen hatte. Für Leute von der Gesinnung Bodmers und seiner Verehrer waren ja allerdings Wielands Schriften, wie sie in der heiteren Atmosphäre des Schlosses Warthausen entstanden sind, eine unverdauliche Kost. Immerhin musste der Dichter beiden litterarischen Strömungen Rechnung tragen und gar „manche hundert Verse haben teils der Kritik, teils dem moralischen Sinne aufgeopfert werden müssen“. [2]) Wenn auch Idris vor derartigen einschneidenden Aenderungen verschont blieb, wie sie z. B. die komischen Erzählungen erleben mussten, wo viel „dem Geschmack und der honnetété publique“ [3]) zu liebe preisgegeben wurde, so sind doch die Abweichungen interessant genug, um einer näheren Prüfung unterzogen zu werden. „Ich wünsche, schreibt einmal Wieland, dass die Veränderungen (in der neuen Ausgabe seiner komischen Erzählungen) sorgfältig mit der Ausgabe verglichen und mir hernach gesagt werden möge, ob ich wohl gethan habe“, [4]) und er hat, wenn er die Kritik so herausfordert, diese gewiss nicht nur auf diesen kleinen Teil seiner Schriften beschränkt wissen

---

[1]) Lessing. 63. Brief die neue Litteratur betreffend.
[2]) An Gessner, vom 14. Mai 1767.
[3]) An Riedel, vom 2. Juni 1768.
[4]) Ebenda.

wollen; umsomehr er im Geiste voraussah, dass manche Komentatoren sich „in einigen Jahrhunderten" über seine Schriften den Kopf zerbrechen würden. (Vergleiche der neue Amadis 1771. II. 14. Gesang. Anmerkung.) [1])

Wenn wir die abweichenden Lesarten der beiden in Betracht kommenden Ausgaben vergleichen, so wird gar manche Aenderung für uns unverständlich sein. Selbst bei einschneidenden Korrekturen ist es oft unmöglich, dem Dichter nachzufühlen. Ist es schon an und für sich schwer, sich in das Gefühlsleben eines anderen Menschen hineinzudenken; um wie viel schwerer ist es, wenn dies bei einem Manne der Fall sein soll, der einer so entferntgelegenen Zeit angehört. — Der Geschmack hat sich gerade in litterarischer Beziehung seither wesentlich geändert und es kann erst nach längerer Beschäftigung mit den Litteraturerzeugnissen dieser Periode einigermassen gelingen, sich in die ästhetischen Anschauungen jener Zeit zu finden. — Es wird sich ohnehin in dieser Abhandlung gar oft um Dinge drehen, die sich nach unseres Dichters eigenem Ausspruche, „leichter empfinden, als nennen lassen". — [2])

Auf die äussere Gestalt des Gedichtes haben die Aenderungen keinen wesentlichen Einfluss ausgeübt. — Nur in dem ersten Gesange ist durch Entfernung der Stanze 37 eine abweichende Nummerierung der folgenden eingetreten. Es ist daher angezeigt, nach der ersten Ausgabe (Leipzig, bei Weidmanns Erben & Reich, 1768) zu citieren, und nur in den abweichenden Fällen die Strophennummern der späteren Ausgabe (Leipzig, bei Georg Joachim Göschen 1796) in Klammern beizufügen. —

Bei der Vergleichung mit den übrigen Schriften des Dichters mag demgemäss ebenfalls auf die ersten Ausgaben Bezug genommen werden. Nur wo dieses nicht geschehen kann, soll durch eigene Anmerkung hierauf aufmerksam gemacht werden. —

---

[1]) In der grossen Gesamtausgabe fehlt diese Anmerkung.
[2]) An Gebler, vom 10. Januar 1778.

Wie strenge Wieland, der so sehr viel von der Verbalkritik hielt, [1]) bei einer späteren Redaktion seiner Dichtungen mit sich zu Gerichte gegangen ist, zeigt schon ein flüchtiger Blick auf das vorliegende Buch. Bei jedem der fünf Gesänge zeigt annähernd die Hälfte der Strophen grössere oder kleinere Abweichungen. Die meisten Korrekturen hat der IV. Gesang, in dem ungefähr 57 %, die wenigsten der III. Gesang, in dem beiläufig 40 % der vorhandenen Strophen verändert worden sind, erfahren. Dabei drängt sich uns die Beachtung auf, dass wenigstens in den drei ersten Gesängen, die Häufigkeit der Aenderungen gegen das Ende derselben hin immer mehr abnimmt. Im ersten Gesange ist dies von Strophe 73 an am auffallendsten. Bei der grossen Gewissenhaftigkeit des Dichters liegt der Gedanke ferne, dass er bei der mühevollen Durchsicht seiner Verse die Lust an dem ewigen Wechseln im Ausdrucke verloren habe. Dagegen spricht schon die Thatsache, dass gerade im IV. und V. Gesang der erwähnte Fall nicht eingetreten ist. Mir erscheint vielmehr die Annahme gerechtfertigt, dass die fortgesetzte Uebung dem Dichter es gegen den Schluss der Gesänge hin erleichterte, „die unzähligen Schwierigkeiten zu überwinden, welche diejenigen sich selbst, wenn sie wollen, vorzählen mögen, denen unsere Sprache und der Mechanismus dieser Art von Versen bekannt ist“. [2]) „Nach vielen Nachtwachen und nachdem ihm tausend einzelne Verse unsägliche Mühe, ja Marter und Pein gekostet hatten“, [3]) wird er erst „den unbeschreiblich grossen Reiz empfunden haben, der mit diesem seltsamen und tändelhaften Hexenwerk für ihn verbunden war“. [4]) Ohne die Arbeit an Idris hätte Wieland in seinem Oberon niemals diese „simpelste, ungezwungenste Eleganz“ [5]) erreicht, auf die er in seinem späteren Leben stolz war. — — Da, wo einschneidende

[1]) An Riedel, vom 19. Juni 1768.
[2]) Vorrede zu Idris.
[3]) Brief an Zimmermann, vergl. Gruber II. p. 110.
[4]) An Gessner. vom 19. August 1767.
[5]) An Madame de la Roche, vom 14. Februar 1781.

Aenderungen vorgenommen, wo ganze Strophen durch neue ersetzt, wie I. 30, oder doch wesentlich umgearbeitet worden sind, wie I. 21, I. 29 u. s. w., waren für den Dichter die verschiedensten Gesichtspunkte massgebend, auf die an geeigneter Stelle aufmerksam gemacht werden soll. —

Gruber erzählt II. p. 419 seines Werkes: „Eben um jene Zeit war Wieland mit der Ausfeilung seines Oberon beschäftigt. Da nun Goethe's scharfem und feinem Künstlerblick nicht hatte entgehen können, dass unser Dichter bei der neuesten Ausgabe seiner Werke sich der Feile bisweilen ein wenig über die Gebühr bediente, so kam er zu ihm, und bat, dass nicht auch dem Oberon also geschehen möchte.“ Goethe hat dabei jedenfalls jene Aenderungen im Auge gehabt, die auf den ersten Blick gesucht erscheinen. Es handelt sich in solchen Fällen meist um die Vertauschung irgend eines Wortes mit einem anderen, das ganz den gleichen Sinn hat oder doch nicht wesentlich von ihm verschieden ist. Auch Redewendungen, die genau das Gleiche sagen, haben die ursprünglichen verdrängt und nicht selten hat darunter der Wohllaut und der metrische Fluss der einzelnen Strophen leiden müssen. — Möglich, dass der Dichter zwei gleich bedeutenden Wörtern, einen verschiedenen, wenn auch fein nüançierten Gefühlswert beilegte, den wir ihm bei aller Hingabe nicht nachempfinden können. Ob er z. B. zwischen „Nymphe“ und „Nixe“ V. 112 einen Unterschied macht, ist bei dem willkürlich abwechselnden Gebrauch der beiden Wörter nicht ersichtlich. Anders mag es sich in anderen Fällen verhalten. „Ein ruhiges Herz“ und „ein festes Herz“ III. 132; „ein weicher Boden“ und „ein sanfter Boden“ II. 99; „sichere Pfänder“ und „unzweideutige Pfänder“ I. 90 (89); „Ruhebett und Polster“ IV. 3; „Gesträuch“ und „Gestrüpp“ III. 20; bedeuten ja an und für sich das Gleiche; aber Niemand

wird bestreiten wollen, dass ein Dichter, der mit dem feinen Sprachgefühle Wielands ausgestattet ist, mit den verschiedenen Bezeichnungen auch verschiedene Vorstellungen verbinden kann. Bei letzterem Beispiel hält es Wieland in seinen Anmerkungen zum II. Gesang für angezeigt, den Unterschied in der Bedeutung der beiden Wörter nachzuweisen. Er will unter „Gestrüpp“ ein „struppiges, d. i. verwachsenes, verwirrtes und verwildertes Gesträuch“ verstanden wissen. „Ein Fräulein, das schöner noch als Feen ist“ braucht einem anderen „das reizender als Feen ist“ V. 39 nicht auf's Haar zu gleichen, da der Gefühlsinhalt des Begriffes „schön“ mit dem von „reizend“ durchaus nicht identisch ist. Während sich der Wert des letzteren mehr nach der persönlichen Geschmacksrichtung des einzelnen Menschen richtet, unterliegt der erstere allgemein als giltig anerkannten ästhetischen Gesetzen. Aehnlich mag es II. 90 sein, wo statt „in seinen Traum vertieft“ „in seinen Traum versenkt“ gesetzt ist. Auch V. 61 kann aus gleichen Motiven die Aenderung „sich zu Tode grämen, ist gar nicht ritterlich“ in „ist niemals ritterlich“ entstanden sein. —

Weit öfter aber lässt sich eine solche mehr oder weniger feine Unterscheidung im Ausdrucke nicht einmal ahnen. Es ist für den Sinn der betreffenden Stellen meist ganz gleichgiltig, ob für „Platz“ „Ort“ V. 98, für „Vergebung“ „Verzeihung“ IV. 47 gesetzt ist; oder wenn „wie“ mit „gleich“ IV. 20; „obgleich“ mit „wiewohl “I. 63 (62); „doch “mit „nur“ IV. 17; „nur“ mit „gar“ V. 110; „doch“ mit „allein“ IV. 25; „kaum“ mit „selbst“ III. 116; „und wär's“ mit „sogar“ V. 55 etc. vertauscht wird. — Auch zwischen „lauter Heuchelei“ und „blosser Heuchelei“ V. 88 dürfte ebensowenig ein Unterschied sein, wie zwischen den Redewendungen: „in Kronen prangen“ und „auf Thronen prangen“ III. 58; „nichts däucht ihn klein“ „nichts ist ihm Kleinigkeit“ III. 90; „alles thun“ und „sein Bestes thun“ III. 129. — Ebenso dürfte „Serail“ und „Harem“ II. 4 in dem gegebenen Zusammenhange das Gleiche bedeuten. — Es sind dies immer noch Aenderungen, die wenigstens in die Augen fallen und zum Nachdenken auffordern. Andere dagegen sind zu unbedeutend. um eigens aufgeführt zu werden. Ob z. B. hier und da die Pluralform für den Singular, wie V. 68, gesetzt ist; oder irgend ein nichtssagendes Wort eingeschaltet, IV. 27, oder statt

des unbestimmten „man“ das noch unbestimmtere „es“ gebraucht wird, IV. 21, ist ohne weiteren Belang. Derartige überflüssige Korrekturen lassen sich nur zu oft konstatieren. Vergleiche z. B. IV. 16—21, wo sie sich geradezu häufen, oder IV. 22, IV. 25, IV. 27, IV. 45, IV. 49, IV. 68, V. 49 u. s. w.

Auch die einfache Umstellung der Wörter, wofern dies nicht mit Rücksicht auf den metrischen Fluss der Verse geschieht, kann hierher gezählt werden. Siehe: I. 22, IV. 22 etc. Der willkürliche Wechsel im Tempus, I. 75, V. 64, steht mit diesen Aenderungen auf gleicher Stufe. — Nicht selten geschieht es aber, dass die neue Fassung ein ganz anderes Bild gibt, das nicht immer die gleiche Anschaulichkeit, wie das erste besitzt. So erleben wir gewiss eine verschiedene Vorstellung, wenn wir z. B. vergleichen: „es blitzt sie sein funkelnd Aug' vom andern Ufer an“ oder „am andern Ufer an“ II. 25. Es handelt sich hier jedenfalls, wenn nicht ein Druckfehler vorliegt, um den Standpunkt des Beobachtenden, und da sich dieser hier noch auf dem diesseitigen Ufer befindet, wäre der ersten Lesart der Vorzug zu geben. Ebenso ist es nicht gleichgiltig, ob es V. 41 heisst: „Es wallt ein Meer von lieblichern Gerüchen vor ihnen her“ oder „von ihnen her“. Ich finde auch hier das erste Bild schöner. Bei Vergleichung der Strophen III. 110, IV. 6, V. 90 mit ihren Ueberarbeitungen wird man sich ebenfalls zu Ungunsten der Letzteren entscheiden müssen. Um kleiner Vorteile willen hat Wieland hier den Wohlklang und rythmischen Fluss der Verse geopfert, und sich für die folgenden Strophen oft die Notwendigkeit weiterer Aenderungen auferlegt; wie es z. B. IV. 7 geschehen musste. —

Anders verhält sich die Sache da, wo es sich für den Dichter darum handelt, grammatische Unrichtigkeiten auszumerzen. Da geht er streng mit sich in's Gericht und auch der kleinste Verstoss wird zu vermeiden gesucht. Er, der selbst zugibt, dass man oft bei aller möglichen Sorgfalt nachträglich noch manches entdeckt, das besser hätte gemacht werden können,[1]) schreibt einmal

[1]) An Gessner, vom 19. September 1764.

an Voss: „Das lauteste Zujauchzen aller Leser in der Welt würde mich für den kleinsten Fehler, den ich vermeiden konnte und nicht vermieden hätte, nicht schadlos halten, wenn ihn gleich niemand gesehen hätte, als ich.“ [1]) Bei solcher Gewissenhaftigkeit ist es auch nicht anders zu erwarten, als dass in den letzten Ausgaben seiner Schriften fast keine der grammatischen Ungenauigkeiten vorkommt, wie man sie in den ersten wiederholt antrifft.

Von rein äusserlichen Abweichungen, wie sie sich in einer korrekteren Interpunktion oder in der richtigen Schreibweise einzelner Wortgruppen ausdrücken, soll hier nicht die Rede sein. Abgesehen von diesen erstrecken sich viele Korrekturen auf unrichtige oder doch ungenaue Formen in der Deklination des Nomens. Besonders war es dem Dichter darum zu thun, die vollklingenden Formen mit den Endungssilben zu gebrauchen z. B. statt des Genitivs „Talismann“ „Talismanns“ II. 26; des Nominativs „die schöne Knöchel“ „die schönen Knöchel“ I. 23; des Accusativs „die unwillkommene Züge“ „die unwillkommenen Züge“ I. 6; statt „mit unbescheidenen Picken“ „mit unbescheidenem Picken“ III. 50 u. s. w. Dass der Plural „die Zephyre“ für die „Zephyrs“ in III. 31 und V. 12 gesetzt worden ist, bleibt ebenfalls ohne Bedeutung.

Die etwas mehr in das Auge fallende Uebereinstimmung des Adjektivs oder Pronomens mit seinem Substantiv ist auf einfache Weise zu erreichen gewesen, wie IV. 57 „ein schöner Abenteuer“ „ein schönres Abenteuer“ oder V. 95 „dein niederträchtig Joch“ „dein niederträchtigs Joch“ oder II. 45 „ein Frauenbild das ihre Hände ringt“ „das seine Hände ringt“. In erster Linie war hier das Aufgeben mundartlicher Eigentümlichkeiten, wie sie Wieland häufig nachzuweisen sind, massgebend. —

Bei der Conjugation der Verba ist schon in der ersten Ausgabe hierauf mehr Rücksicht genommen worden. Es handelt sich bei der Durchsicht lediglich darum, einige Conjungtivformen, besonders im Imperfekt, schärfer hervorzuheben, wie z. B. I. 7; III. 70; IV. 21; u. s. w.

Auch herrscht eine Abneigung gegen gekürzte Formen, die sich vielleicht auf den Einfluss Gottscheds. zurückführen lässt:

---

[1]) Vergl. Gruber II. p. 430. —

„wurd'" III, 44; oder „find't" I. 10; I. 57; V. 2; V. 112 werden ebenso gut entfernt, als „Aug'" IV. 46, IV. 53, „Rach'" V. 64, „Säl" II. 58, „Dau'r" IV. 63, „so sei's" III. 10. Aus „hieher" wird „hierher" V. 87, aus „hiebei" „hierbei" I. 64 (63). —

Manche stilistische Aenderung ist mit Geschick vorgenommen worden.

Die doppelte Negation [1]) fällt weg in II. 17; III. 118. In einigen Fällen erhält die Dativkonstruktion den Vorzug, obschon auch gegen den Gebrauch des Accusativs nichts einzuwenden wäre, wie I. 96 oder V. 76. — V. 36 wird der Satz: „ein einz'ger Rosenstock, sie lassen sich in fremdem Grund nicht ziehen" hübscher konstruiert. Für „so sehr es ihn entzückt" I. 95 wird „wie] sehr es ihn entzückt" I. 94 gesetzt. — „Dann" und „denn" werden II. 96; III. 73; V. 61 auseinander gehalten. II. 28 wird der Genitiv „des Sees" statt „der See" gebraucht, was der geschilderten Situation besser entspricht, da von einer ziemlich begrenzten Wasserfläche die Rede ist, wie aus dem Text II. 25 hervorgeht. — Aehnliche Aenderungen aus rein stilistischen Gründen sind auch eingetreten: I. 10, I. 19, I. 22, I. 25, I. 32; II. 9; IV. 1, IV. 64. —

Mit diesen rein formalen Aenderungen stehen auch alle jene auf gleicher Stufe, welche Unebenheiten und Ungenauigkeiten im metrischen Aufbaue der Verse verwischen wollen. — Davon gibt es natürlich eine ziemliche Anzahl. Es wäre unbillig, zu erwarten, dass selbst ein Sprachkünstler, wie Wieland, nicht Verstösse gemacht hätte, die ihm selbst „bei kälterem Blute" unerträglich erschienen wären. Aber auch hier lässt sich wiederholt konstatieren, dass wir die kleinen Verstösse in dieser ohnehin „neuen Art zu dichten" gerne mit in den Kauf genommen hätten, da die allerdings korrekteren Verse manches von ihrem ersten Reize eingebüsst haben. Dies scheint mir z. B. I. 5, I. 49 der Fall zu sein. Manchmal klingt die zweite Lesart noch schlechter oder der poetische Zauber geht überhaupt verloren.

[1]) Diese findet sich hin und wieder in des Dichters Briefen z. B. Briefe I. p. 265 und an anderen Stellen.

Die nennenswerten Verbesserungen erstrecken sich darauf, dass der Wert der einzelnen Silben besser ausgenützt und konsequenter beibehalten wird. Tonlose Silben, oder doch solche, die der Dichter durchgehends dafür hält, vertragen nicht den Hochton und müssen entweder durch tönende ersetzt oder ganz ausgemerzt werden. Störend wirkt vor allem, wenn die nämliche Silbe kurz nach einander in der Hebung und Senkung steht, wie z. B. V. 20 „Nein, nein sie selbst“ oder V. 89 „Will ich dich“. — Da es an und für sich, besonders bei einsilbigen Wörtern nicht zulässig ist, sie kurzweg als tonlos zu bezeichnen, so muss allerdings gerade hier viel dem eigenen Geschmacke des Dichters vorbehalten sein. — Besonders die Präposition „in“ hat in der Hebung langen Silben weichen müssen: z. B. III. 20, III. 67, III. 106 etc. Das Pronomen „ich“ ist III. 74 aus der Hebung verdrängt worden. Umgekehrt sind einige schwere Silben zuerst als leichte gebraucht worden, wie „Oel“ III. 112, oder die Zusammenziehung „er's“ I. 5.

In den weitaus meisten Fällen war es dem Dichter darum zu thun, seine Verse fliessender zu gestalten. Dies ist ihm fasst überall gelungen. Ein Vergleich der beiden Lesarten in I. 22, I. 35, I. 59 (58), I. 71 (70), I. 92 (91); II. 37, II. 65; III. 19; IV. 41; V. 55 u. s. w. wird diese Annahme bestätigen.

Ueber die Form seiner Stanzen und die poetischen Licenzen, die er sich dabei gestattet, hat sich Wieland in der Vorrede zum Idris p. 13 selbst ausgesprochen. — „Die Schwierigkeiten, meint er hier unter anderem, würden unüberwindlich gewesen sein, wenn ich mir in der Länge und Kürze der Zeilen, und in der Vermischung derselben, nicht eine Freiheit erlaubt hätte, welche die Natur unserer Sprache zu erfordern schien. Ich fand aber bald, dass dasjenige, was anfangs ein Werk der Notwendigkeit gewesen war, eine reiche Quelle von musikalischen Schönheiten sei, wodurch die Monotonie der welschen ottave rime, welche in unserer Sprache aus bekannten Ursachen ungleichweniger erträglich gewesen wäre, glücklich vermieden, und ein weit vollkommnerer Rythmus, eine immer abwechselnde, oft nachahmende und allezeit das Ohr ergötzende Harmonie in diese Versart gebracht werden könne; kurz, dass das Mechanische meiner Stanzen dadurch einen wirklichen Vorzug vor den Italienischen erhalte“. Unter diesem Gesichtspunkt haben sich viele Verszeilen

Aenderungen gefallen lassen müssen, für die man sonst kaum einen stichhaltigen Grund finden könnte. Gar manches eingeschobene, oft höchst überflüssige Wort dient nur dem Zwecke die Silbenzahl eines Verses zu vermehren. Dass dabei immer jene Vorteile erreicht worden sind, die sich der Dichter von dieser willkürlichen Behandlung seiner Verse versprach, kann aber nicht für alle Fälle bejaht werden.

Mit diesem Bestreben nach Korrektheit hängt die Sorgfalt zu sammen, mit welcher der Dichter alle jene Stellen zu entfernen sucht, die zu einem eleganten Stile nicht passen. Es sind dies in erster Linie ungebräuchliche und gewöhnliche Ausdrücke, die den ästhetischen Genuss irgend wie beeinträchtigen könnten. — Es erstreckt sich des Dichters Abneigung auch auf alle jene Phrasen, die zu banal klingen, und deshalb nur in der gewönhlichen Umgangssprache gebraucht werden. Hierher gehören z. B.: Einschaltungen, wie „meine Herren“ IV. 38 („lieben Leute“); „unter uns“ IV. 32, oder „denkt“ 5. II, „denkt Ihr“ V. 9; „und die war“ V. 62. — Auch die Bezeichnung einer Persönlichkeit als „unser Mann“ IV. 41 mag hier erwähnt werden.

Wieland zeigt wiederholt eine grosse Vorliebe für altertümliche Formen und wenn auch in unserm Idris nicht so viele gebraucht sind, als z. B. in „Geron, dem Adelichen (im deutschen Merkur 1777. 1, 3) oder im „Sommermärchen“ (1788), so gibt es doch noch genug zu entfernen. — Dass die Schreibweise „fleckicht“ I. 44, „rosenwangicht“ II. 99, „moosicht“ III. 24, „blumicht“ III. 41, „adricht“ IV. 12; oder „trozig“ I. 7; „gesezt“ I. 8; „nüzt“ I. 10; „Reiz“ I. 19; „Wiz“ IV. 68 durchweg aufgegeben sind, ist belanglos, da sie von dem allgemein herrschenden Gebrauch beeinflusst ist, was auch nur nebenbei erwähnt sein soll. — Auch andere veraltete Formen, an die unser Auge nicht mehr gewöhnt ist, treffen wir in der ersten Ausgabe, wie „Gebürg“ III. 56, „Erzt“ II. 36, „Küssen von Damast“ IV. 4, „Keficht“ IV. 26, „Ether“ V. 89 u. s. w. Sie haben alle bereits die moderne Schreibweise ange-

nommen. — Die veralteten Formen „zwo“ und „zween“ sind hier, wie in allen späteren Ausgaben auch der übrigen Werke verschwunden, (Vergl.: I. 59; II. 75; III. 5; III. 48; III. 108; IV. 23; IV. 53 etc.); desgleichen „izt“, das überraschend oft vor kommt. Z. B. III. 97 und 98 viermal, III. 110 zweimal, IV. 22 zweimal, V. 44 dreimal, V. 103 zweimal. [1]) Diese rasche Aufeinanderfolge wirkt besonders in der ungewohnten und deshalb aufdringlichen Form auf den modernen Leser störend. — Die Schreibart „schwur“ ist durchweg zu Gunsten von „schwor“ aufgegeben z. B. II. 55; II. 57; III. 16, III. 44, III. 61 u. s. w.; aus „stund“ wurde „stand“ V. 21. An Formen, wie „du willt“ III. 59, V. 67; V. 74; „genung“ III. 131; „selbsten“ I. 63 (62); „fürhin“ I. 11; „truz“ I. 7, hat Wieland ebenfalls den Geschmack verloren. [2]) „Leim“ hat „Lehm“ III. 2, „Pflaum“ „Flaum“ I. 38 (37) V. 103, „Clausul“ „Klausel“ V. 50, V. 74, weichen müssen. „Bedräuen“ ist III. 127 verschwunden. „Du stirbest“ IV. 62 oder „die grösseste Gefahr“ V. 73 sind als unschöne Formen aufgegeben. — Der Gebrauch von „so“ für das Relativpronomen III. 112; V. 3, findet sich ebenfalls später nur mehr selten.

Alles wird dem neueren Sprachgebrauche angepasst. Er sagt nicht mehr: „er will Zeniden für einen Augenblick vergessen“, sondern „auf einen Augenblick“ V. 11: nicht „die feine Lebensart“, sondern „die gute Lebensart“ IV. 41 nicht: „der Boden ist für Sand mit Perlen überstreut“, sondern „statt Sand“ III. 84; nicht „malt Euch mein Erstaunen“, sondern „denkt Euch mein Erstaunen“ III. 104, nicht „Ihr spannt, bis Nerv und Bogen bricht“, sondern „bis Sehn und Bogen bricht“ I. 15; nicht mehr, „es entdeckt ein Vorwurf sich“ sondern „es entdeckt sich ihm ein Gegenstand“ V. 3. — „Er sieht, noch mehr betroffen, ihr selbst erstauntes Aug’ so weit, als seines offen“ II. 95 ist gewiss eine ungebräuchliche Konstruktion und es ist zu verwundern, dass keine ganz mustergiltige Verbesserung dafür gefunden worden ist. Ebensowenig ent-

---

[1]) Wo diese Formen in anderen Dichtungen stehen geblieben sind, ist es nur dem Reime zu liebe geschehen; wie z. B.: Neuer Amadis XII. 2 oder XIII. 21.

[2]) Auch an anderen Stellen begegnen wir Formen, wie „geuss aus“ Musarion 1768 p. 65; „du beutst“ ebenda p. 67; er „fleugt“ Oberon IV. 24. —

spricht die Redewendung: „Ein Herz erträgt an des anderen Brust das grösste Unglück leicht" II. 54 unserem Sprachgefühl. — Aehnliche Verbesserungen sind z. B. auch noch eingetreten: I. 38 (37), I. 12, I. 39 (38); II. 58, II. 85; III. 10, III. 47, III. 139; IV. 50, IV. 62; V. 73, V. 115. —

Redewendungen, die an und für sich schon gekünstelt erscheinen, wirken überall störend, und werden entfernt; z. B.: V. 12 „sie hebt den Fuss — schwebt plötzlich still und zieht ihn scheu zurück" (hält plötzlich ein); IV. 32 „wenn ein schönes Mädchen euch die Augen raubet" (euch erscheint); II. 35 „ein bacchisches Geschrei von Satyren und Menaden" (ein Feldgeschrei). Aehnlich verhält es sich z. B. auch III. 55, III. 58, III. 92, III. 108, III. 139; IV. 43; V. 46. Zu diesen Eigentümlichkeiten im Ausdrucke gehört auch die Wiederholung einzelner Wörter im gleichen Satze oder doch in unmittelbarer Nähe. Besonders auffallend ist dieser Verstoss gegen einen guten Stil dann, wenn dies Wörter sind, die aus irgend einem Grunde besonders in das Gehör fallen, weil sie z. B. sonst selten gebraucht werden. — Wenn kurz auf einander die Adjektive „fatal" V. 68 und 72; oder das in dem gewählten Sinne an und für sich ungebräuchliche Substantiv „Stand" III. 115, folgen, so ist dies ebensowenig schön, als wenn sich in einem Satze z. B. „stets" I. 5, „euch" IV. 61, „ruft" I. 46 und 47, „du willst" und „willst du" III. 57 und 58, „izt" IV. 67, „Statue" V. 71 und 72 oder der Name „Amöne" V. 84 wiederholen.

Die Korrektur dieser Verstösse bot keine Schwierigkeiten. Die Vertauschung mit irgend einem synonymen Begriff oder die vollständige Entfernung des wiederholten Wortes war leicht zu bewerkstelligen. Ungleich schwieriger gestaltete sich die Sache, wenn es sich um die Entfernung ganzer Sätze handelte. Man kann im Zweifel sein, ob Wieland derartige Wiederholungen als unschön empfunden hat; denn es ist kaum anzunehmen, dass er im entgegengesetzten Falle, irgend welcher Mühe aus dem Wege gegangen wäre. So begegnen wir in unserm Idris zum Ueberdrusse oft der Redewendung: „Ich weiss nicht wer, ich weiss nicht was, ich weiss nicht wo etc.", welche allerdings eine ältere Vertretung indefiniter Pronomina und Adverbia ist. Es macht dies jedesmal auf uns den Eindruck, als ob sich der Dichter nicht die Musse genommen

habe, für die betreffende Person oder Situation einen adäquaten Ausdruck zu suchen. Diese stereotype Form erscheint des öfteren nur als überflüssiger Lückenbüsser, der dem Dichter um so leichter in die Feder floss, als er vorzüglich in das Versmass hineinpasste. Vergleiche I. 86, III. 13, III. 21, III. 32, III. 40, III. 54, III. 104, III. 137; IV. 54; V. 80. Es berührt uns bei dieser Eintönigkeit im Ausdrucke geradezu wohlthuend, wenn wir einmal zur Abwechslung eine andere Wendung finden, wie III. 51: „sie schien bei diesen Spielen was neues, das ihr selbst ein Rätsel war, zu fühlen."

Auch in anderen Dichtungen begegnen wir der gleichen Unbeholfenheit z. B. im neuen Amadis 1771 I. p. 63, 131, 140, 189; II. p. 3, 19, 116, 128, 129, 146, 155, 203, 206; in Musarion 1768 p. 19, 21, 56, 73, 83 und an vielen anderen Stellen z. B. im Pervonte. Nur in ganz vereinzelten Fällen hat es der Dichter für nötig befunden, eine Korrektur eintreten zu lassen. Immerhin darf das Seltenerwerden dieser banalen Redensart in Wielands späteren Schriften als ein Fortschritt in der Technik des Reimes aufgefasst werden. Im Oberon findet sie sich z. B. nur in verschwindender Anzahl. (Ausgabe 1780. VI. 55 oder XII 34); ja selbst der Gebrauch desselben Gedankens, wenn auch in anderer Form, wie „ein unbekanntes Was, das ihn wie ein Magnet nach Bagdad zieht" III. 43; „was er empfand ist nicht mit Worten auszudrücken" III. 59; oder „unwissend warum" VI. 46; „unwissend wie" VIII. 37 beschränkt sich auf diese wenigen Beispiele. —

Ueberhaupt kann man an Wielands Stil die Beobachtung machen, dass sich gewisse Lieblingsausdrücke des Dichters auffallend oft wiederfinden. Und zwar wechseln dieselben gerne in den verschiedenen Dichtungen, so dass es den Anschein gewinnt, als ob sie nur während einer bestimmten Zeit seines Lebens bei ihm in Mode gewesen wären. Solche Lieblingsausdrücke sind z. B. im Idris: „sich gatten"; oder „der Stand, der Mittelstand". Im Oberon finden wir z. B. wiederholt: „Ein plötzlich Unvermögen strickt jede Sehne mir an allen Gliedern los" IV. 14; oder:

„. . . . . . und nach der ersten Schale,
Strickt unvermerkt, am Quell auf kühlem Moos,
Der süsse Tröster alles Kummers,
Das Band der müden Glieder los. VIII. 61.

Ein Gedanke, der sich im Idris, wo doch dieselbe Situation öfters eintritt, nirgends findet. —

In diesem unbewussten Hang zur Wiederholung einmal lieb gewonnener Redewendungen liegt eine unverkennbare Schwäche von Wielands Stil, die mit des Dichters feinem Empfinden für das Schöne in der Sprache kontrastiert. —

Welche Sorgfalt im Uebrigen auf die Korrektheit im Ausdruck verwendet wurde, geht aus einer Besprechung der Dichtungen Geblers vom 19. Mai 1774 hervor, [1]) die er letzterem zugehen liess. Bei einer anderen Gelegenheit meint er: [2]) „Es sind wenigstens zehn mal hundert tausend Regeln, welche ein guter Skribent nur in Absicht des Ausdruckes und des Stils zu beobachten hat.“ Oder: „Sein Geschmack kann nie zu eckel, sein Ohr nie zu fein, sein Gefühl für Schönheiten und Fehler nie zu zart, und scharf; kurz er kann nie zu streng sein, sich selbst nichts zu übersehen, was durch hartnäckigen Fleiss gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zusammenstoss von Konsonanten, eine die Eurythmie des Perioden unterbrechende Cäsur, oder ein übelklingender Silbenfall am Schlusse desselben wären“. „Wehe dem Dichter, fügt er hinzu, der seine Kunst nicht mehr liebt, als — seine Bequemlichkeit, der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt, und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen sollte“. [3])

Wo es daher galt, Verstösse gegen das Musikalische auszumerzen, ist dem feinen Ohre des Dichter nichts entgangen. Ueberall sucht er den rythmischen Wohlklang der Verse herzustellen und Härten zu vermeiden. — Die Häufung gleicher Vokale, wie „dass was begegnet sei“ IV. 39 ist an und für sich nicht schön; aber geradezu blechern klingt es,. wenn der Vokal e sich rasch nach einander wiederholt, z. B.: „Weh' dem, den treffe Blitz und tötendes Ver-

---

[1]) Auswahl denkwürdiger Briefe II. p. 33.
[2]) An Zimmermann; siehe Gruber II. p. 109.
[3]) Siehe Gruber II. p. 105.

derben“ III. 66. — Ebenso hässlich erscheint auch: „Wie, wenn nun endlich sich Sie — erweichen liesse“. II. 80; oder: „Der Wagen hält indessen am Ufer still, wird schnell ein goldner Kahn“ II. 90. Das unschöne Wort: „Die Reis’gesellen“ ist II. 85 vorteilhaft mit „Schiffsgesellen“ vertauscht. Wenn es dem Dichter auch nicht überall gelungen ist, eine vollständige Aenderung durchzuführen, so hat er doch auf irgend eine Weise das Abstossende zu mildern gesucht, und wenn es auch nur durch Einschaltung anderer Laute, wie III. 66, IV. 39, oder durch die Entfernung der überflüssigen, wie II. 80, II. 90 geschehen ist. Wie holperig lesen sich die Verse: „Und weil was mehr, als sich mit Damen sonst gebührt . . . . V. 100; obschon gerade hier die Aenderung, wenn sie überhaupt dem Vers zu liebe geschehen ist, nicht als gelungen bezeichnet werden kann. Anders ist es allerdings IV. 6; IV. 46; V. 28.

Die bereits erwähnte Absicht, die apostrophierten Wortformen möglichst zu verringern, steht mit des Dichters Bestreben nach Wohllaut in engem Zusammenhange. Dass sie nicht durchweg vermieden werden konnten, ist selbstverständlich. —

Durch Entfernung aller überflüssigen Einschaltungen, die den Gang der Erzählung hemmen, oder demselben bereits vorgreifen, wird eine gewisse Ruhe in der Darstellung erreicht, die auf den Leser wohlthuend wirkt. Diese Korrekturen sind gerade nicht einschneidender Natur, aber sie zeigen, wie gewissenhaft der Dichter auch im Kleinen ist. Er verzichtet z. B. I. 49 (48) darauf, Idris als „einen schönen Jüngling zu bezeichnen“, nachdem er bereits I. 13 dessen körperliche Reize geschildert hat. So hält er V. 12 „wie reizend winkt sie ihm“ den Zusatz „reizend“ für entbehrlich. Aehnlich verhält es sich an vielen andern Stellen, wie I. 54 (53); I. 87; II. 64; III. 39; III. 58; IV. 28; V. 112 etc.

Dieses Streben nach schlichter Einfachheit gereicht der Sprache des Dichters zu grossem Vorteile. Sie erhält dadurch eine viel grössere Lebendigkeit und wird, wie man gewöhnlich sagt, fliessender.

Wo es besonders darauf abgesehen ist, den Ausdruck lebhafter und frischer zu gestalten, stehen ihm überdies noch andere Wege offen. — Bald weiss er durch die unerwartete Anwendung von Präsensformen I. 31; bald durch Entfernung eines längeren

Namens II. 65; oder durch geflissentliche Wiederholung desselben Wortes IV. 27 diesen Effekt zu erzielen. Die asynthetische Verbindung der Sätz, II. 27; III. 43; IV. 51; V. 19; V. 38, muss wie die polysynthetische III. 111 dem gleichen Zwecke dienen. — Auch in I. 94; V. 23; V. 36; V. 46 finde ich die zweite Lesart lebendiger. Bei verschiedenen Aenderungen scheint mir der Wunsch nach fliessender Gestaltung der Rede unverkennbar, wenn er auch nur teilweise erreicht worden ist. III. 119; V. 114; V. 118. Dagegen hat in I. 45; I. 48; III. 103; V. 57; V. 75; der Text entschieden gewonnen. —

Auf der anderen Seite hat der Dichter hinwiederum nicht mit neuen Zusätzen gespart, wenn er dadurch den Reiz der Darstellung zu erhöhen hoffte. — An manchen Stellen der letzten Ausgabe finden wir ein schmückendes Beiwort eingefügt, das nicht nur äusseriich dem Ausdrucke zu gute kommt, sondern gar oft sehr zur Anschaulichkeit der Schilderung beiträgt. — Vergleicht man z. B. „der Ritter glaubt in seinem Bade allein zu sein"; mit „der keusche Ritter glaubt in diesem stillen Bade allein zu sein" I. 20; so wird man zugeben müssen, dass die zweite Lesart dem Vorstellungsvermögen viel mehr entgegen kommt. — In erster Linie wird es dem Dichter wohl darum zu thun gewesen sein, seine Sprache auszuschmücken. Aus „Grillen" werden „magere Grillen" I. 67 (66); aus „einem Traum" „ein Göttertraum" I. 72 (71); aus „einem Traumgesicht" „ein eitles Traumgesicht" III. 62; aus „dem frischen Reiz der lieblichsten Sylfide" „dem ewig frischen Reiz" etc. V. 63; aus „zum guten Glück erwacht die Eigenliebe" „erwacht der Stolz der Eigenliebe" V. 31 aus „er vergisst der Ehrfurcht Pflicht" „der Ehrfurcht strenge Pflicht" V. 31. u. s. w. Ganz gleich verhält es sich, wenn auch die Einschaltungen nicht überall gleichmässig in's Auge fallen: I. 85 (84); II. 16; III. 9; III. 49; IV. 11; IV. 59; IV. 63; V. 25; V. 69; V. 98. Auf dem gleichen Wege, der Prüfung dieser schmückenden Beigaben, kommt der Dichter natürlich auch dazu, das eine oder andere wieder auszuscheiden und dafür poetischere Redewendungen zu setzen. — So verwandelt er z. B. I. 54 (53) „das Grab des schlappen Ritters", weil ihm der Ausdruck „schlapp" für die poetische Sprache ungeeignet erscheint, in „das Grab des neuen Atys", und drückt so, nur in hübscherer Form, den gleichen Gedanken aus,

da uns Atys als das Bild eines entmannten, weichlichen Menschen vorschwebt. So ist V. 30 „die Rosenbrust“ ungleich schöner, als „die volle Brust“ und V. 15 „sein Schutzgeist raunt ihm zu“ viel gewählter, als „sein Schutzgeist haucht ihm's ein“. V. 32: „Wäre dieses Bild auch nicht so schön“ erscheint jedenfalls weniger gewählt, als „wäre dieses Bild auch minder schön“. „Die Schöne, die ihn fast für ihren Engel hält“, muss der hübscheren Wendung: „die beinahe für einen Gott ihn hält“ II. 47; weichen. Vergleiche ähnliche Fälle in II. 17; III. 126; V. 46; V. 48; V. 72. —

„Amor haucht aus ihrer sanften Kehle“ ist in der poetischen Sprache zum mindesten ungebräuchlicher, als „aus ihrer süssen Kehle“ I. 31. (Vergl. „der Lieder süssen Mund“, Schiller: Die Kraniche des Ibykus.

Bei unserem Vergleiche stossen wir auf eine grosse Anzahl von Aenderungen, die nicht, wie die bis jetzt aufgezählten Fehler oder doch immerhin konstatierbare Mängel des Stils zu entfernen suchen, sondern die für einen an und für sich brauchbaren Ausdruck einen bessern oder schönern setzen wollen. Wenn man diese Fälle eingehender analysieren will, darf man sich die Schwierigkeit nicht verhehlen, die, wie schon bemerkt, darin liegt, einem Dichter ganz nachzufühlen. — Es werden wohl bei jedem einzelnen Falle geteilte Ansichten entstehen können, und der eine wird dem Dichter dieses, ein anderer jenes Motiv unterschieben. — Dass einem gottbegnadeten Dichter jedesmal die entsprechende Absicht voll und ganz zum Bewusstsein gelangt ist, wird niemand behaupten wollen. Er wird vielmehr in den weitaus meisten Fällen einem unbewussten Drange, der leitenden Hand seines Genius, gefolgt sein. Bei mancher Verbesserung liegt jedoch die Absicht klar zu tage, und es lassen sich durch ihre häufige Wiederkehr Gesetze ableiten, an welche sich der Dichter bei einer letzten Ueberarbeitung, wenn auch nicht sklavisch gehalten hat. —

So hat er z. B. nicht nur im Idris die wenig geschmackvolle Bezeichnung der Personen, die seiner Märchenwelt mit ihren Nymphen und guten und bösen Feen angehören, mit „Dame“ oder

„Madame“ aufgegeben. Er sagt nun: „das schien der Schönen wunderlich“ III. 53; „der spröden Schönen Kuss“ V. 49, oder er gebraucht sonst eine Wendung, die ihn den fatalen Ausdruck vermissen lässt. V. 72, V. 106. [1])

Folgende Redewendungen hält Wieland entschieden für ästhetisch minderwertig:

III. 46. „Ein herrlicher Palast,
Wohl wert, dass Vater Zeus, wenn der Gemahlin Gast
Ihn aus dem Himmel treibt, hier seine Wohnung mache“. —

(„Wohl wert, dass Zeus, wenn ihn der Sorgen Last vom Himmel treibt“ etc.) Die zweite Lesart ist überdies schlichter und klingt weniger gesucht. —

V. 100. . . . . . . „so überlässt er izt
Sich ganz der Phantasie, die sein Geblüt erhitzt“

(. . . . . . „gehorcht er ohne Zwang, (er ist ja ganz allein) des Herzens süssem Drang“. Auch hierin haben wir eine recht glückliche Aenderung. Idris erblickt plötzlich das Bild seiner Geliebten und bei der ganzen idealen Veranlagung des Helden ist die Wendung: „die Phantasie, die sein Geblüt erhitzt“ poetisch weniger geeignet. Wenn er ihr Bild mit Küssen bedeckt, folgt er vielmehr „des Herzens süssem Drang“.

I. 27. „Sein Arm, voll Kraft, bespannt mit straffen Sehnen,
Scheint gleich geschickt zum Kampf mit Männern und mit Schönen“.

(Sein Arm, voll Kraft, bespannt mit straffen Sehnen,
Beut Männern Trotz und Schutz bedrängten Schönen“.)

Im Kampfe mit „Schönen“ wird sich der Ritter doch nicht seines starken Armes haben bedienen wollen. Und wenn dies der Sinn der ersten Fassung ist, dann wirkt er abstossend. —

II. 8. . . . . „und mancher Braut die Hochzeitnacht geraubt“. („den Hochzeittag geraubt“.) Auch hier ist in der ersten Lesart das sinnliche Moment in den Vordergrund gestellt.

I. 15. „Wir rennen, seit Auror des alten Titons Bette
Verliess, in einem fort bis bald zum Sternenlicht“.

[1]) Auch in anderen Dichtungen, wo z. B. die Helden der griechischen Welt entnommen sind, treffen wir diese Aenderung. So in Musarion 1768 p. 49, 73, 75, 79, 82, 88. —

(„Wir rennen, seit aus ihres Alten Bette Aurora stieg,
bis . . . .“)

Es scheinen mir dies Aenderungen zu sein, die der honnetété publique, der er Rechnung tragen wollte, zu liebe vorgenommen worden sind. Es ist eine feststehende Thatsache, dass Wieland in seinen späteren Lebensjahren manches Unschickliche aus seinen Werken strich, und mehr als einmal hat er bereut, seine „komischen Erzählungen“ in ihrer ersten Fassung in die Welt geschickt zu haben. —

An anderen Stellen stösst der Dichter irgend eine versteckte Trivialität ab, über welche wohl die meisten hinweg gelesen hätten.

I. 44. „Ihm war an Willen und Vermögen
Im Dienst des schönen Volks kein Ritter überlegen“.
(I. 43. „ . . . im Dienst um Minnesold . . . . “)
III. 124. „— . . . . was that sie nicht,
Mich wenigstens noch einmal zu verführen“.
(„ . . . , mich wenigstens noch länger zu verführen“.)

In der zweiten Lesart tritt entschieden die geschlechtliche Verbindung, auf die es nach der ersten allein abgesehen ist, mehr in den Hintergrund, Der schönen Verführerin muss es doch darum zu thun gewesen sein, Zerbin möglichst lange an sich z ketten. —

V. 32. „Und ich, — mir eckelt es zu denken,
Ich sollt an einen mich, der mich nicht liebt,
verschenken“. —
(. . . . „mir graut es nur zu denken . . . “)

Auch hier scheint mir das sinnliche Moment etwas zurückgedrängt zu sein. Das wahre Empfinden von Amöne ist jedenfalls richtiger gezeichnet; denn sie empfindet weniger Eckel vor der geschlechtlichen Verbindung mit dem geliebten Manne, als vielmehr ein Grauen vor dem Betruge, den sie verüben will und der sie erniedrigt. —

In vielen Fällen muss man sich ganz auf Vermutungen beschränken. So z. B.:

II. 9. „Der Halbmensch schwankt zurück“.
(„Der Unhold schwankt zurück“.) —

Die Bezeichnung „Halbmensch“ wirkt allerdings anschaulicher, aber es kann die Vorstellung von der Gestalt des Centauren zu-

rücktreten, gegenüber dem, was er gethan hat, und dies stellt uns die Bezeichnung „Unhold" stärker vor die Phantasie. — I. 60 (59) und IV. 11 wird Itifall als „Held" bezeichnet, welches Prädikat für ihn gestrichen wird. Nachdem was wir bereits von dieser Figur wissen, wirkt diese Bezeichnung unästhetisch. Das Wort „Held" besitzt einen Gefühlswert, der in diesen Zusammenhang, wie in die ganze Auffassung von diesem „Taugenichts", der am Ende doch nur „Satyr ist und kein Mann", [1]) nicht hineinpasst, es müsste denn sein, dass der Dichter diese Bezeichnung zuerst nur in ironischem Sinne verstanden wissen wollte. Gegen die Benennung: „der Abenteuerer" IV. 17. lässt sich dagegen nichts einwenden. —

Aehnlich, wenn auch nicht so auffallend, scheint mir die Sache, V. 66 gelagert: „Der bösen Fee, die ihr den Untergang geschworen — War nicht im Horoskop gedacht" („der Trude, welche ihr etc. . . . . ."). Vielleicht meint der Dichter, dass sich mit dem Begriffe „Fee" nicht so leicht der des „Böseseins" verbinden lasse, weil man gemeiniglich unter Feen sich schöne, lichtvolle Gestalten vorstelle, die dem Menschen wohl gesinnt sind. Wir reden auch im gewöhnlichen Leben fast nie von „einem bösen Engel", da wir die beiden Begriffe für unvereinbar halten. Viel lieber sagen wir dann „ein böser Geist". —

Es heisst II. 12 nicht mehr, „sich Brust an Brust umschlossen halten"; sondern „Herz an Herz". — Die Redewendung „sie drückt ihn mit Entzücken fest an ihr schlagend Herz" II. 66 klingt trivial gegenüber: „sie drückt ihn mit Entzücken an ihr hochschlagend Herz". — Dasselbe Gefühl habe ich bei III. 92: „Wer wäre nicht im vollen Ueberwallen der Dankbarkeit auf ihre Brust gefallen" („an ihre Brust").

Manchmal deckt sich der Gefühlswert der gebrauchten Worte nicht ganz mit dem, was der Dichter wahrscheinlich gerade empfunden hat. Wenn er für „die Schöne" „die Holde" setzt V. 21, so will er doch der Bezeichnung einen anderen Gefühlsinhalt geben, der hier nach der Seite des Anmutigen, Lieblichen hin liegt, was zuerst nicht der Fall war. — Aehnlich verhält es sich II. 12, wenn

1) An S. Gessner, vom 18. September 1766.

er statt, „die Grösse ihrer Lust“ „die Grösse ihres Glücks“ setzt. Auch hier decken sich die Gefühlswerte der beiden Begriffe durchaus nicht. Der Situation entspricht die zweite Lesart entschieden besser, denn den Gatten, die sich durch ein Wunder wieder gefunden haben, geht nichts zum reinen Glücke ab. Ebenso erscheint mir der Ausdruck nicht deckend genug, wenn Itifall Idris vorwirft, er reisse sich „gehässig“ aus dem schönsten Arme los. I. 50 (49), denn bei unserem Helden wird das Gefühl des Widerwillens und Abscheues das vorherrschende gewesen sein. Die Empfindung des Hasses wäre in diesem Zusammenhange ganz unmotiviert: daher auch die Aenderung „mit Abscheu“. I. 39 (38) lässt die ersten Lesart den Sieg der Nymphe über den spröden Ritter zweifelhaft erscheinen, während es in der zweiten heist: „die schöne Feindin siegt und er verraten ist“. In der That war der Sieg in diesem Kampfe bereits auf der Seite des üppigen Weibes, dem Idris trotz aller guten Vorsätze nicht mehr länger hätte widerstehen können; wenn er nicht im letzten Augenblicke durch ein Wunder gerettet worden wäre. — Die Aenderung II. 40 „die Schönste dieser Mitteldinge von Menschen und von Vieh wirft auf den Paladin mit offnem Arm, sich wie eine Trunkne hin“ („sich liebestrunken hin“) scheint mir ebenfalls gut begründet, denn schon nach dem Inhalt der Stanze 38 kann bei diesen Geschöpfen von eigentlicher Liebe keine Rede sein. — Zwischen „Empfindungen“ und „Gefühl“ V. 72, ist wie bei „der Liebe Sold“ und „der Treue Sold“ V. 69 ein ähnlicher Unterschied vorhanden. Wenn für „matt“ „platt“ I. 2; für „kühl“ „schal“ V. 119; für „Wasenbett“ „Ruhebett“ I. 49 (48) oder für „Orangschen-“ „Citronenwald“ II. 23 gesetzt wird, so entspringt dies einem gleichen Empfinden des Dichters. — Aehnlich verhält es sich II. 32, II. 54; III. 90; V. 94 und an anderen Orten. —

Natürlich hat der Dichter auch darauf sein Augenmerk gerichtet, dass sich die Darstellung vor allem der geschilderten Situation anschmiegt. Es geht z. B. nicht recht an, wenn Zerbin III. 139 Idris mit „Herr Paladin“ anspricht, nachdem er ihm seine ganze Lebensgeschichte erzählt hat und wir bereits von ihrem freundschaftlichen Verhältnis wissen. Vergleiche II. 94. Es ist ja keine Aenderung von Bedeutung, wenn es später heisst; „geliebter Paladin“, aber jedenfalls ist diese zweite Anrede nach dem Voraus

gegangenen eher zu erwarten, wenngleich in früheren Strophen Anreden wie „Herr Idris“ III. 138; „Herr Ritter“ III. 135; „Mein Herr“ III. 38; „Herr Paladin“ III. 36; „Erlauchter Paladin“ II. 97; unverändert geblieben sind. — In einem anderen Fall: II. 23 ist von den „schlaffen Zügen“ eines Knaben gesprochen, „der so schön, wie Amor war, als ihm die Grazien noch Brust und Nektar gaben“. (II. 10.) Es ist hier ein Gegensatz vorhanden, der durch die Korrektur in „weiche Züge“ leicht gehoben wird. Der Dichter dachte wohl zuerst an etwas „verschwommene Züge“, in denen noch keine bestimmte Aehnlichkeit zu erkennen war. Auch rein äusserliche Verstösse in dieser Beziehung fallen in der ersten Ausgabe auf II. 100 wird erzählt, dass „die schöne Wirtin selbst, bemüht war, an seiner Seiten auch über ihren Gast die Freude auszubreiten“. Es ist aber kein Grund vorhanden, nachdem beide Gatten, sowohl Lila, als Zerbin in der freundlichen Bewirtung und Unterhaltung ihres rettenden Freundes und Gastes den gleichen Anteil haben, dies bei der Wirtin als besonderes Verdienst hervorzuheben. Jedenfalls ist auch hier die Fassung: „der Wirt und sein Gemahl, die in die Wette streiten, auch über ihren Gast . . . . .“ der Situation besser angepasst. — Solche Ungenauigkeit im Ausdrucke finden sich wiederholt. I. 31 ruft die Nymphe dem fliehenden Idris „mit anmutsvollem Tone“ verführerische Worte nach. Hier setzt Wieland „mit zauberischem Tone“, was mir ebenfalls entsprechender erscheint, da der Klang aus der „süssen (sanften) Kehle“ auf den einsamen Jüngling gleichsam einen Zauber ausüben soll. — Damit ist nicht gesagt, dass die erste Lesart zu verwerfen sei. Derlei Aenderungen sollen nur als neue Belege für das feine Sprachgefühl des Dichters angeführt sein. — Dies ist eben so wenig der Fall I. 48 (47), wo in Uebereinstimmung mit den Rosenbüschen, „die sich in wilde Lauben ziehen“ I. 17 für „irrendes Gesträuch“ „rosiges Gesträuch“ gesetzt wurde. Vergleiche hiezu noch IV. 8; I. 39; I. 38. — Ebenso wenig ist es angebracht, am Ende eines strophenlangen Selbstgespräches zu erklären: „So ruft der Paladin“ V. 19. „So denkt der Paladin“ ist eine einfache und zweckmässige Aenderung. —

Feines Gefühl zeigt der Dichter überall da, wo es sich um die Wiederholung des gleichen Gedankens im Ausdrucke handelt. Es braucht eine solche Tautologie nicht auffallend zu sein, sie entgeht, wenn sie auch noch so wenig bemerkbar ist, nicht der kritischen Feile. II. 67 ist z. B. in „wozu ihm Wort und Atem fehlen“ „und Atem“ gestrichen. In dem Begriffe „Auferstehen“ I. 2 scheint ihm der Zusatz „von den Toten“ überflüssig. Bei einem Manne von „tapferm Mut“ I. 52 und „von kühnem Mut“ V. 19. genügt die Erwähnung des Mutes ohne weitere Beifügung. „Seinen Weg reisen“, I. 45; „sich dem Blick eines Wanderers darstellen“, V. 7; oder „die Pforte mag bewacht, gesperrt, geriegelt sein“ III. 47 sind mit dem gleichen Gedanken überladene Ausdrücke. Das Gleiche ist der Fall I. 14 in: „Seit Aurora die Pforten des Morgens aufgethan“; denn „Aurora“ und „Morgen“ sind verwandte Begriffe. Die Aenderung: „Seit Aurorens goldne Pforten dem Tag sich aufgethan“ kann als eine sehr glückliche bezeichnet werden. Etwas weniger auffallend tritt der gleiche Grund für eine Korrektur zu Tage: I. 15; III. 104; IV. 25; V. 83. —

Ernstere Arbeit aber findet die verbessernde Hand Wielands überall da, wo in der ersten Fassung irgend ein Verstoss gegen die logische Entwicklung der Darstellung eingedrungen ist. Man wird an vielen Stellen konstatieren können, dass solche störende Fehler mit Geschick vermieden werden, und dass der Ausdruck dadurch nicht nur richtiger, sondern auch schärfer und klarer wird. Wem es unerklärlich erscheinen mag, dass sich solche Verstösse in der ersten Auflage unseres Buches nicht bloss vereinzelt finden, der mag sich die Schwierigkeit vergegenwärtigen, die in dem ungewohnten Strophenbau, also der äusseren Gestaltung

„des Gedichtes“ dem Dichter begegneten und die er nie genug hervorheben konnte. Wie verzeihlich ist es, dass dabei die innere Form manchmal gelitten, und wie selbstredend, dass dem älteren Wieland, dem Dichter des Oberon, der alle äusseren Schwierigkeiten glücklich überwunden und es gerade in der Gestaltuug der Stanzen zu einer bewunderungswürdigen Gewandtheit gebracht hat, derartige Fehler auf den ersten Blick auffallen und ihn irritieren mussten. Wir sehen daher auch hier, wie mit spielender Leichtigkeit und mit den einfachsten Mitteln der logische Zusammenhang hergestellt wird. Natürlich treffen die Verbesserungen meist Ungenauigkeiten, die nicht allzu störend gewirkt und über die wohl viele hinweggelesen hätten. So heisst es z. B. II. 99:

„Und Nektarflaschen glänzen
Aus kühlem Eis, das hier im Reich des Lenzen
Des fremden Winters Bild allein zur Lust erregt“.

Wie kann aber in der Vorstellung ein annähernd richtiges Bild des Winters entstehen, wenn derselbe den Bewohnern jener blühenden Gefilde nie in Erscheinung tritt? Dadurch, dass das Beiwort „fremd“ gestrichen wird, fällt dieser Einwand weg. Oder I. 71 (70), wo wir den Satz lesen: „So hast du . . . . . den Umriss nur, dem Farb' und Ausdruck fehlt“. Dafür heisst es: „So hasst du . . . . nur einen Schattenriss etc.“, von dem es selbstverständlich ist, dass ihm die Farbe fehlt. — Dass II. 36 von den „Tigern Numidiens“ die Rede ist, verdient nur nebenher erwähnt zu werden, sie liessen sich leicht in „Löwen“ verwandeln. Auch die Behauptung, dass sich „auf Rosen ganz bequem von seinem Fräulein träumen lasse“, entspricht jedenfalls nicht der eigenen Erfahrung des Dichters und er hat später mit Fug und Recht auf „die Rosen“ verzichtet. I. 16. — Der Satz: „Ungeprüft gibt's lauter Epikteten!“ entspricht wohl nicht vollständig der Wirklichkeit. Gewiss aber werden sich „Tausende“ finden, die den Wahlspruch: „Dulde und enthalte dich“ zu dem ihrigen gemacht haben. — IV. 58 nennt Wieland die Nymphe, welche Itifall im Bade überrascht und die er irrtümlich für Zeniden hält „Königin der Liebe“; aber ihm scheint diese Bezeichnung nach der vorausgegangenen Schilderung jedenfalls viel zu wenig motiviert, weshalb er sie lieber „eine Königin der Reize“ nennt. — Auch in I. 35 mag der Dichter in den Versen:

„Wo Augen ohne Scham in offne Arme winken,
Lässt Amor ungereizt die Flügel sinken!"

eine logische Ungenauigkeit empfunden haben, denn thatsächlich ist doch ein Reiz vorhanden, selbst wenn er durch entgegenarbeitende Kräfte wieder aufgehoben wird. Deshalb ist die Lesart: „Lässt die Begierde straks die Flügel sinken" besser. Hin und wieder handelt es sich auch nur darum, den logischen Zusammenhang schärfer hervorzuheben. So I. 2, I. 42 (41) II. 88, IV. 65, V. 4. —

Dieses logische Moment tritt allerdings in vielen Fällen ganz in den Hintergrund und wir vermögen nur, ohne mit Bestimmtheit den eigentlichen Beweggrund des Dichters angeben zu können, zu konstatieren, dass die Fassung der Gedanken fast überall eine schärfere und exaktere geworden ist. Ganz entschieden ist dies z. B. der Fall III. 6, wo es nicht mehr heisst: „Wer brachte mich in dieser Zwerge Hände?", sondern: „Was brachte mich . . . . .?"; denn es kann ebenso gut eine unbekannte Macht, als eine Persönlichkeit gewesen sein. Oder III. 107, wo in dem Satze: „Lasst die Seladons, so lang sie wollen, sagen, wer liebt, sei lauter Herz" geändert ist: „so viel sie wollen"; denn es handelt sich hier nicht um die einfache Behauptung, sondern darum, dass sie immer wieder und zwar mit möglichster Ueberzeugungskraft vorgetragen werde, welchen Gedanken, meinem Empfinden nach, die zweite Fassung besser zum Ausdrucke bringt. — Von den Aenderungen I. 36; I. 60 (59); I. 82 (81); III. 3; III. 99; V. 71 möchte ich das Gleiche behaupten. — V. 10 und V. 65 hält Wieland die zuerst geschilderten Gefühle seiner Personen jedenfalls nicht für genügend motiviert.

Ein Hauptbestreben des Dichters, das hervorgehoben werden muss, zielt dahin, seine Darstellung bei verschiedenen Gelegenheiten deutlicher und nicht in letzter Linie, für die breite Masse des Volkes verständlicher zu gestalten. Wieland, der seine Schriften eine ungeahnte Popularität gewinnen sieht, konnte sich nicht verhehlen, dass er vieles entfernen müsse, das zu sehr an

den Schreibtisch des Gelehrten erinnere. Es ist zwar eine feststehende Thatsache, dass das Publikum seiner Tage bei mythologischen, wie geschichtlichen Reminiscenzen ihm leichter folgen konnte, als man dies heutzutage selbst bei Gebildeten erwarten darf; aber er glaubte doch manch erläuterndes und umschreibendes Wort hinzufügen zu müssen. — So hält er die einfache Erwähnung eines „Geryon“ oder „Arasp“ nicht für gemein verständlich genug, denn er sagt später ausdrücklich: „der Riese Geryon“ I. 38 (37), und „Xenofons Arasp“ I. 39 (38). — Auch „der Wolkensohn“ dünkt ihm weniger geläufig, als „der Centauer“ II. 8; doch hat er diese Aenderung nicht konsequent durchgeführt. Vergleiche II. 22. Allerdings ist hier das Verständnis dadurch erleichtert, dass gerade von einem Centauren die Rede ist. Lediglich, um dem allgemeinen Verständnisse entgegenzukommen, sind die Aenderungen I. 10 und V. 102 entstanden. Aehnliche Gründe mögen auch IV. 3 massgebend gewesen sein. Statt „Dionens Sohn“ setzt er nämlich: „Cytherens Sohn“; denn nach der allgemein herrschenden Ansicht ist Dione die Mutter der Venus (Cythere), deren Sohn erst Hymen ist.

Auch ungewöhnliche Wörter werden öfters ausgestossen und durch bekanntere ersetzt. — V. 91 heisst es statt: „Cedrat- und Myrthenbäume“ „Akazien und Myrthenbäume“. Vielleicht sollte damit eine Verwechslung mit Cedernbäumen hintan gehalten werden.

Jedenfalls klingt es ungekünstelter, wenn „extatisch“ durch „begeistert“ V. 29; und „mäandrisches Gewinde“ durch „verwickeltes Gewinde“ I. 5 verdrängt wird. Allerdings gehört gerade „mäandrisch“ zu den Lieblingswörtern des Dichters. (Z. B. III. 84; V. 96; Briefe II. p. 117 u. s. w.) Die Lesart „Augusta's Fürstensaal“ dürfte eher verstanden werden, als „Augustus Fürstensaal“ II. 43. Vergleiche Anmerkung 4 zum II. Gesange: „Der grosse Saal auf dem Rathause zu Augsburg“ (Augusta Vindelicorum).

Die Anschaulichkeit der Darstellung hat durch viele Aenderungen ganz entschieden gewonnen. Ueberall da, wo sich die Phantasie nur mit Mühe ein richtiges Bild der erwähnten Situation machen konnte, hat er die verbessernde Hand mit grossem Ge-

schicke angelegt. Bezeichnungen, welche unklare und verschwommene Vorstellungen in uns wach rufen, hat er entfernt; so II. 27, wo er von „Brunnenquellen" spricht, von denen nicht so leicht, sondern erst mit Zuhilfenahme einer complicierteren Verstandesthätigkeit eine Vorstellung für uns entsteht. — Der Satz: „Er liegt im Meeresgrund verscharrt" II. 50, erscheint mir z. B. anschaulicher, als: „Er liegt im Sand des Meeres verscharrt", weil man mit dieser Fassung unwillkürlich die Vorstellung des Dünensandes verbindet, und weniger an die Tiefe des Meeres denkt, die der Dichter doch wohl hat hervorheben wollen. — Es ist hier, wie es sich leicht konstatieren lässt, der Fall, dass schon der Klang eines geläufigen Wortes uns sofort ein Bild aufdrängt, das oftmals nicht in der Deutlichkeit entsteht, wenn auch der ganz gleiche Begriff durch ein anderes Wort gegeben wird. So hat man sich, — um nur ein Beispiel hervorzuheben, — während der Lektüre von Zeniden ein Bild gemacht, das blitzartig und unwiderstehlich vor uns auftaucht, so oft dieser Name an unser Ohr dringt. Ich halte deshalb die Fassung: „Ich soll Zeniden sehen?" für viel anschaulicher, als: „Ich soll sie sehen"?; obschon der Gedankeninhalt der beiden Sätze gewiss identisch ist. —

Es ist hier ebenfalls nicht anzunehmen, dass sich Wieland der Gesetze bewusst war, die ihm derlei Aenderungen notwendig erscheinen liessen; — er hat wohl auch hier instinktiv das Bessere getroffen. II. 39 hat er in der Schilderung einer grotesken Orgie durch die Anwendung einer Kontrastwirkung ganz entschieden die Anschaulichkeit gehoben.

„Ihr Frauenvolk sogar, erhitzt von Tanz und Wein,
Scheint stolz auf seine Schmach, anstatt beschämt zu sein;"

legt uns den Gedanken nahe, dass man es doch von diesem, im Gegensatze zu der männlichen Bevölkerung „des Zauberschlosses" am wenigsten erwarten sollte. Durch eine derartige Verstandesthätigkeit wird aber unsere Phantasie günstig angeregt, und die Gestaltung eines anschaulichen Bildes vollzieht sich rasch und ungehindert.

Wiederholt wurde dasselbe Ziel dadurch erreicht, dass irgend eine genauere Ortsangabe der Phantasie ihre gestaltende Thätigkeit erleichtert. — I. 50 (49) ist die Schilderung: „Er legt sich

mit in's Grüne" entschieden minderwertiger, als: „Er streckt sich neben ihn in's Grüne". Der Wert dieser zweiten Fassung wird übrigens noch dadurch erhöht, dass dem Worte „strecken", das eine viel intensivere körperliche Bewegung zum Ausdrucke bringt, eine grössere Anschaulichkeit innewohnt, als dem indifferenten „sich legen". Ganz gleiche Fälle finden sich I. 16; IV. 29; und V. 19. Aehnlich verhält es sich auch mit einer Zeitangabe in V. 73.

Bekanntlich lassen sich auch Gegenstände, die sich in Bewegung befinden, leichter vorstellen, als solche, die in Ruhe sind: „Ein Bär, der sich in schneller Flucht befindet", ist eine recht anschauliche Darstellung und verdient in dieser Beziehung sicher den Vorzug vor der einfachen Erzählung: „Hier hemmte mich des Bären Flucht" III. 22. — Auch ein nach einem Gegenstande „suchendes Auge" tritt klar und deutlich vor unsere Phantasie II. 32.

Stellt der Dicher seine Personen in eine entsprechende Beleuchtung, so treten sie auch in unserer Vorstellung schärfer hervor. Dies lässt sich an wiederholten Aenderungen überzeugend konstatieren. Die Figur des Helden, die unter einem Baume im „Mondschein" sitzt, I. 72 (71) erscheint uns äusserst plastisch; gerade wie ein Gesicht, auf das eine schärfere Beleuchtung fällt, V. 63 einen bleibenden Eindruck in unserem Gedächtnisse hinterlässt. —

Wird in der Schilderung einer Handlung schliesslich noch hervorgehoben, welchen Eindruck dieselbe auf die Beobachter macht, so gewinnt diese selbst an Deutlichkeit, wie sich III. 133 zeigt. —

Nicht ganz uninteressant ist die Beobachtung, die zum Schlusse dieser Vergleichung beigefügt werden mag, wie sich des Dichters Ansicht über den einen oder anderen Gegenstand im Laufe der Jahre geändert hat und wie er dem entsprechend mehr oder minder einschneidende Korrekturen hat vornehmen müssen. Auch in Idris und Zenide fehlt es für diese Thatsache nicht an Belegen. — So hat er ganz entschieden seine Auffassung von der Kunst des berühmten niederländischen Maler Rubens gewechselt. In der

ersten Ausgabe finden wir überall da, wo dem Dichter die Mittel der Sprache versagen, das Bild eines ideal schönen Weibes, „eines Meisterstückes der scherzenden Natur“ IV. 36 genügend zu zeichnen, auf die Figuren dieses Künstlers hingewiesen. I. 71 (70) ruft er: „Stell' etwas schöners noch, als unsre Rubens kennen, ein idealisch Bild Dir vor“, und IV. 35: „Hier Rubens, leih den Zauberpinsel mir“. Er nennt ihn an dieser Stelle den „Maler der Huldgöttinnen“. Ueberhaupt spricht er wiederholt seine ungeteilte Bewunderung für denselben aus. Später dagegen ist er von dem Streben dieses Künstlers nach Naturwahrheit weniger befriedigt. Er hält ihn dann nicht mehr für fähig, das Liebliche, Anmutige und Holdselige einer Frauengestalt zum Ausdrucke zu bringen. Die heitere Schönheit eines Tizian, der seine Figuren aus dem Rahmen des rein Körperlichen heraushebt und sie idealisiert, erscheint ihm dagegen in bezauberndem Lichte. „Nur die kalte Schönheit, die nie Liebe, sondern nur Bewunderung zeugt“, V. 46 kommt nach seiner Auffassung bei Rubens zum Ausdrucke, während alle zum Herzen sprechenden, zarten Züge des Weibes nur ein Tizian erfassen kann. Dem entsprechend setzt er an den angeführten Stellen I. 70 und IV. 35 den Namen dieses Malers. Auch die Aenderung V. 21, wo er „eine Schöne, wie sie Tizian nicht vollkommener malt“ in „eine Holde“ verwandelt, entspringt der gleichen Absicht. — Im Oberon apostrophiert er nicht mehr Rubens, sondern da heisst es: „Weg, Feder, wo Apell und Tizian bestürzt den Pinsel fallen liessen!“ Auch in den übrigen Dichtungen kann man ähnliche Korrekturen wiederholt feststellen, wie z. B. in Musarion, wo die Verse: „Pomonen oder Floren malt Rubens, der so schöne Nymphen malt, nicht schöner“, umgeändert sind in: „Nicht schöner malt die Heben und Auroren Alban, der, wie ihr wisst, so gerne Nymphen malt“ (Ausgabe 1768 p. 63).

Unwillkürlich macht ein derartiger Vergleich uns mit der Eigenart der Sprache Wielands vertrauter, und es treten uns manche charakteristische Züge derselben entgegen, die einer näheren Betrachtung wert sind. Es liegt die Gefahr nahe, dass bei der

Bewunderung für das ausgeprägte und feine Sprachgefühl unseres Dichters manche Mängel übersehen werden könnten. Es soll nicht an den alten Vorwurf erinnert werden, dass er in der Konstruktion seiner Perioden zu weitschweifig geworden ist. Gruber erzählt II. p. 442, dass ihm diese Schwäche schon den Spott seiner Zeitgenossen eingetragen hat. Auch seine Vorliebe für Wiederholungen desselben Gedankens und Wortes ist schon hervorgehoben worden. Aber das kann nicht verschwiegen werden, dass Wieland vielfach der äusseren Form seiner Verse zu lieb den geistigen Inhalt derselben vernachlässigt. Er rechnet oft nur damit, unserem Ohre zu gefallen und unter dem Schellengetöne hochklingender Phrasen verbirgt sich eine erschreckende Leere. Es ist etwas Wahres an dem Vorwurfe, den Lessing in seinem VIII. Briefe, die neue Litteratur betreffend, gegen ihn mit den Worten erhebt: „Herr Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätz". Wenn diese strenge Kritik auch nur gegen des Dichters Jugendschriften gerichtet war, sie ist in mancher Beziehung auch für seine romantischen Epen zutreffend. Man ist oft erstaunt, wie ein Dichter von der Grösse und Bedeutung Wielands, zu den banalsten Redewendungen seine Zuflucht nehmen mag. Der gottbegnadete Dichter, der Verse von so schlichter Schönheit, wie:

„Der Knospe gleich an kalten Märzentagen,
Schrumpft, wenn des Glückes Sonnenschein
Sich ihr entzieht, die Seel' in sich hinein".
(Musarion 1768 p. 88)

uns bietet, hat hinwiederum hunderte von dem Werte der folgenden:

„Herr Idris sündigte sehr wider diese Regel,
Allein Amöne macht die Ausnahm auch von ihr.
Aufmerksam sitzt sie da, gerader, als ein Kegel," u. s. w. V. 57,

die, selbst wenn sie humoristisch gedacht sind, einen wenig guten Eindruck machen. Es ist auf diese Schwäche des Wielandschen Stils oft in etwas übertriebener Weise hingedeutet worden.

Interessanter erscheint mir die Thatsache, dass Wieland nicht nur in der Erfindung seiner Stoffe, sondern auch in der Wahl seiner Ausdrücke oft einer unverkennbaren Bizarrerie huldigt. Damit hängen z. B. seine masslosen Uebertreibungen zusammen. Nur einige Belege:

„In ein morastiges, lichtleeres Loch gesperrt,
Umheult, umzischt von Kröten und von Schlangen“ III. 128.

„Zehntausend engelgleiche Kehlen
Wetteifern einzeln und im Chor
Mit Stimmen, deren Klang Neapels Philomelen
Zu Raben macht, dem überraschten Ohr
Von der, die Idris liebt, die Wunder zu erzählen“ II. 95.

„Was gleicht der Wut der Feen?
Ein Wirbelwind schien ihr die Augen umzudrehen“. III. 126.

„Bestürzt horcht Itifall mit allen seinen Ohren“. IV. 22.

„In Flammen eingewickelt“. V. 34.

„Auf einmal wirft der Sturmwind eine Hülle
Von siebenfacher Nacht um den erstickten Tag“. V. 3.

„Auch hüllt die Stirn' ein Schleier ein,
Der, wenn er fällt, die dickste Mitternacht
Durch ihre Blicke gleich zum hellsten Mittag macht“ V. 40.

„Wie sollt er glauben können,
Dass sie zu sehen, und nicht wie ein Vesuv zu brennen,
Dem Sohn der Erde möglich sei?“ V. 88.

„Es wär' an halb so vielen Küssen
Die derbste aller Sacharissen erstickt“. V. 101.

II. 11 spricht der Dichter von einem „Thränenbach“ und II. 51 von einem „Thränenguss“. Ungewöhnlich mutet uns eine Redewendung an, wie: „Was in die Finsternisse der Zukunft jedem Aug' sonst eingewickelt ist“ IV. 52; oder gar: „Sie atmen Flammen aus und grinsen mit den Zähnen“. V. 5. — Uebertreibungen enthalten auch die Stellen I. 97 und III. 46, die selbst Wieland zu weitgehend erschienen und entfernt wurden. Vergleiche ähnliche Stellen z. B. der neue Amadis 1771 II. p. 84: „Ich würde mich vor Gram in einer See von meinen Thränen erträنken“. Oder Musarion 1768 p. 77: „Er isst sie fast mit Küssen auf“, — eine gewiss wenig geschmackvolle Redewendung, die später geändert wurde. — In Geron, dem Adelichen, finden wir die, auch in Ritterromanen schon seit den Zeiten Wolframs von Eschenbach beliebte Phrase: „Ein Spiel war ihnen Lanzenbrechen nur, sie hätten Wälder arm an

Holz gemacht" (1796 XVIII. p. 11) [1]) oder ein andermal: „Er war eines Arms von Eisen sich bewusst, der manchen Wald von Lanzen schon zersplittert" Oberon I. 54. — Oder:

„Sie dreschen unverdrossen,
So hageldicht, dass zwischen Schlag und Schlag
Sich unzerknickt sogar kein Lichtstrahl drängen mag." Oberon III. 15.

Dass wir im Gegensatze zu diesen erwähnten Beispielen auch bildliche Uebertreibungen finden, die ästhetisch schön wirken, und den Reiz der Sprache erhöhen, ist selbstredend. Wenn der Dichter von einem „Thränenregen" I. 32, von „uferlosen Wellen" III. 9, oder von „türmenden Alleen" spricht, III. 99, so ist er damit nicht über das Maas des Erlaubten hinausgegangen. Recht anschaulich wirkt z. B. „Ein Kieselregen, der den Tag uns zu vermauern scheint" I. 55.

Wo sich der Dichter von Uebertreibungen in das Maaslose ferne hält, übt seine Sprache in ihrem Bilderschmucke auf den Leser einen unwiderstehlichen Reiz aus. Seine Epitheta sind fast durchweg glücklich gewählt und tragen viel zur Anschaulichkeit seiner Darstellung bei. Wie plastisch tritt „die moosige Cisterne" III. 25, oder „der hagere Greif" Oberon X. 26 in unsere Vorstellung. Auch andere schmückende Beiwörter verdienen der Erwähnung, wie: „die späteren Sterne" IV. 74; „die falben Schatten" I, 62; „ein leicht getuschtes Land" IV. 8; „der sammetweiche Wasen" I. 17; „die wollüstige Melancholie" III. 14; „die einsiedlerische Laube" I. 68; „die bequemen Nymphen" I. 86; „der zärtliche, verführerische Schein des Silbermonds" V. 80; „Lunens jüngferlicher Schein" I. 12; „das ekle Ohr" I. 101; „die schönen Thränen" III. 77; „der irre Mund" Musarion 1768 p. 83; „die leeren trostlosen Hände" Oberon VIII. 45; „der vollwangige Mond" Oberon II. 25. — Eine eigenartige Schönheit besitzt:

„Sie kämpfen noch, da schon die braune Nacht
Die halbe Welt von Mohnsaft trunken macht." I. 60.

Oder:

„Ihren Mohnsaft goss die braune Nacht herab." Oberon II. 17.

Auch der Büsche „grüne Nacht" III. 76; III. 82; V. 78 oder „die

---

[1]) Nach: C. M. Wielands sämmtliche Werke. Leipzig, 1794—1802. XXXIX. 8 und Supplimente VI. 8. —

grünliche Nacht" Grazien 1795 X. p. 17 ist gut gewählt. Gute Bilder geben z. B.: „In den krummen Büschen des Labyrinths" V. 108, oder „wo krauser Büsche Nacht ihm seinen Feind versteckt". Nadine 1795 IX. p. 221. Die Verse:

„Der Löwen Grimm, die durch den glüh'nden Sand
Numidiens mit dürrem Rachen streichen" II. 36.

wirken überraschend anschaulich.

Die bildliche Darstellungsweise Wielands verrät gerade in dem hier behandelten Teile seiner Schriften eine reiche Phantasie und manches werden auch wir unübertrefflich schön finden, obschon sich der Geschmack im Laufe eines Jahrhunderts wesentlich geändert hat.

Wenn er von Thränen, als „tröpfelnden Krystallen" III. 125; vom klaren Quellwasser als von „der Brunnen flüssigem Glase" III. 6; oder von „dem stillen Schoss der Grotten" I. 68 spricht, so trifft das sicher zu.

„Ein Berg, der in die Wolken sticht" III. 9 ist ein glücklich gewählter Ausdruck. — Die volle Brust des Weibes nennt er nicht gerade schön: „eine halbe Sphäre" III. 116 und vergleicht sie mit einem „Doppelhügel von frischem Schnee" Oberon III. 44.

„Das zephyrische Gewand" IV. 5 einer üppigen Frauengestalt, das „nur wie ein leichter Schatten auf einem Alabasterbild, sie hier und da umwallet, nicht verhüllt" Oberon XIV. 17 und „so zart ist, als hätten es Spinnen gewebet" Oberon XIII. 7, erscheint ihm als ein „Luftgewebe, das ihren Busen küsst" V. 70 oder als „ein silbernes Gewölk" III. 87, das „sie umfliesst".

„Des Schlafes weiche Hand, die der sanft erschlafften Nerven Band lösst" Oberon III. 56; — „der schwarzen Locken Nacht, die um den Marmor Nacken wallt" I. 27; — „die Wollust, die Spinnen gleich" ihren Fang umwindet III. 121; — „die azurne Luft, die im fernen Horizont die See zu küssen scheint" IV. 8; — „die Thränen, die den Mai von den Wangen ätzen" Musarion 1768 p. 17 — werden wohl nie ihren poetischen Reiz verlieren. —

Wenn auch die überwiegende Mehrzahl der von unserem Dichter gebrauchten bildlichen Ausdrücke einen etwas gekünstelten und gesuchten Eindruck machen, so verfehlen sie in ihrer Eigenart selten die Wirkung auf den Leser. V. 11 heisst es z. B.:

„Ein wollustgirrendes Getön von Flöten stört
Der Sinne Ruh, und schleicht in schlängelnden Gewinden
In's Herz sich ein".

oder I. 35: „Wo Augen ohne Scham in offne Arme winken,
Lässt die Begierde stracks die Flügel sinken".

V. 77: „Er denkt an keine List, indem der Zärtlichkeit
Die Freundschaft ihren Schleier leiht".

und V. 45: „Nur zu sehr gestehen
Dein Aug' und selbst dein Herz, das ganz ins Auge steigt".

Wenn auch die letzteren Beispiele keine originelle Gedanken enthalten, so wollte ich sie doch der Vollständigkeit halber beifügen.

Hin und wieder entlehnt der Dichter auch ein Bild der gewöhnlichen Umgangssprache, woraus ihm aber kein Vorwurf gemacht werden soll, da die Frische seiner Darstellungsweise dadurch nur gewinnen konnte. Dies ist der Fall III. 118:

„Denn blendender und runder
Als ihre Brust und reizender gedreht". —

(Eine Redewendung, die allerdings nicht nur Wieland eigentümlich ist.) Auch von schönen Armen wird das gleiche Bild gebraucht, wie V. 14:

„Er will sich mit Gewalt aus ihren schwanenweissen,
Ihn fest umschlingenden gedrehten Armen reissen".

Vergleiche hiezu Oberon III. 43:

„Vergebens ist ihr Wuchs wie eine schöne Vase
Von Amors eigner Hand gedreht". —

Musarion 1768 p. 57 findet sich der gleiche Ausdruck ebenfalls in Anwendung auf den ganzen Körper mit seinen Reizen. — Aehnlich verhält es sich mit II. 83, wo von den zwei schneeweissen Pferden erzählt wird, dass „ihr Flug die kaum berührte Erde verschlinge", was ungleich schöner ist, als die Behauptung:

„Er fliegt mit seinem Zaum
So leicht davon, dass auf der grünen Erden
Von seinem Tritt des Grases Spitzen kaum
Gebogen werden." Sommermärchen 1796 XVIII. p. 248. —

Was uns an der Sprache Wielands besonders in Erstaunen setzt, ist oftmals nicht die Fülle der Gedanken, sondern vielmehr die Gewandtheit, mit der er das Gleiche immer wieder in anderer Form ausspricht. Er ist unerschöpflich in dieser Beziehung. Eine solch' meisterhafte Variierung des sprachlichen Ausdrnckes ist ein hervorragendes Charakteristikum unseres Dichters. Vergleicht man nur:

„Da den Osten schon ein Kranz von Rosen schmückt". III. 138.

„Kaum aber hat dem Tag zu seiner Bahn
Aurorens Rosenhand die Pforten aufgethan". Oberon V. 23.

„Wenn vor Aurora her die leichten Träume fliegen". I. 69.

„Und eh' der Tänzer noch von den Antipoden
Den Gott des Lichts zurückgebracht" Musarion 1768 p. 69. —

„Einst um die Zeit, da schon am sternenvollen Himmel
In Thetis Schoss der funkelnde Arktur
Sich senkt". Oberon VIII. 10.

Und im entgegengesetzten Falle für „Abend oder Nachtwerden":

„Und als das Auge der Natur sich endlich schloss". III. 76.

„Vergebens hüllt die Nacht mit dunstbeladnen Flügeln
Den Luftkreis ein". Oberon VI. 22.

„Kaum schlüpfte der Sonnenwagen ins Abendmeer hinab".
Neuer Amadis 1771 II. p. 63.

Für die „Dämmerung" steht wiederholt z. B. I. 13 „die Zeit, da Tag und Nacht sich gattet", und für eine mondhelle Nacht heisst es:

„Die Sonne schlief bereits, allein ihr Widerschein
Mit voller spiegelheller Scheibe
Von Lunen aufgefasst, goss einen mildern Tag
Auf die Natur herab". IV. 13.

Es verhält sich hier, wie mit den erwähnten Lieblingswörtern. Wiederholt macht es den Eindruck, dass irgend ein Gedanke den Dichter nicht mehr verlassen will und sich immer wieder vordrängt. Wie eine Melodie, die uns tagelang verfolgt, kann uns auch ein Gedanke, der irgend einen unbewussten Reiz auf uns ausübt, lange Zeit hindurch begleiten. Um nur unter vielen Belegen einen hiefür zu erwähnen:

„Da schon die braune Nacht
Die halbe Welt von Mohnsaft trunken macht". I. 61.

Vergleicht man hiezu:

„Ihren Mohnsaft goss die braune Nacht herab". Oberon II. 17.

„So senkt sich nebelgleich ein Dunst von Mohn und Flieder
Und Lilienduft auf seine Augen nieder". Oberon V. 23.

„ . . . . . berührt ihn unvermerkt
Der mohnbekränzte Geist des Schlummers
Mit seinem Stab". Oberon XIV. 31. u. s. w.

Die glühende Phantasie, die Wieland stets neue Stoffe schuf und immer wieder unerwartete Situationen erfinden liess, ist von allen Seiten anerkannt worden. Ohne sie wäre die glänzende Sprache, „die er sich", um mit Wilhelm Scherer zu sprechen, „in der Schule der Schwärmerei erworben hat", undenkbar. Es kann sich bei einer Betrachtung von Idris und der verwandten Schriften jetzt nur darum handeln, ob der unserm Dichter wiederholt gemachte Vorwurf, seine Charaktere seien zu oberflächlich gezeichnet, eine Berechtigung hat. Erst dann werden wir zu einer, in den Rahmen der gegenwärtigen Abhandlung passenden Untersuchung schreiten können, in welchem Grade es dem Dichter gelungen ist, das innere Leben der eingeführten Personen sprachlich zum Ausdrucke zu bringen. —

So mannigfaltig nun das Handeln der auftretenden Helden auch ist, nirgends verrät sich — und hierin müssen wir den Gegnern Wielands beipflichten — eine Vertiefung, wie man sie erwarten sollte. Das Empfinden, um es kurz zu sagen, das ganze Seelenleben seiner Personen erhebt sich nicht über das Niveau

eines gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, und es fehlen durchweg die feineren Nüancierungen, die uns einen Charakter erst interessant und anziehend machen.

Die Art der ganzen Wieland'schen Poesie bringt es mit sich, dass die Liebe als das treibende Agens in dem Leben der Menschen aufgefasst ist und auf diesem Gebiete zeigt sich der Dichter allerdings als ein feiner Beobachter, der dem menschlichen Herzen auf allen Irrgängen und Schleichwegen zu folgen im stande ist.

Wenn er die Liebe auch nicht in dem idealsten Sinne erfasst hat und in ihr mehr eine Schwäche der menschlichen Natur erblickt, [1]) so erscheint sie ihm doch als jenes Gefühl, das den Menschen ganz und gar ausfüllen kann und zu keiner weiteren Regung in seinem Herzen Platz lässt. Erst „sie erweckt zu wahrem Leben aus einer kalten Nacht", (I. 33) und zeigt „dem jungen Herzen, das sich in Amors seidenen Stricken verloren hat" (V. 82), die Welt im glänzendsten Lichte (III. 11.) „Dies herrliche Band zwischen schönen Seelen, das oft der erste Augenblick knüpft", (II. 93) vereinigt uns auf's innigste mit dem geliebten Wesen. Der Gedanke an dasselbe erfüllt uns „ohne zu ermüden Tag und Nacht" und selbst in süssen Träumen beschäftigen wir uns mit ihm (IV. 7.) Es bleibt in unserer Seele, die „nur von ihrem Göttertraume lebt, kein Raum für einen anderen Gegenstand" (I. 71.) „Bis zum schwarzen Höllenbache, ja in's Reich der Schatten" (I. 34) würde die Liebe uns führen, wenn wir die Geliebte dort wüssten. Die Erinnerung an sie ist der Talismann, der uns gegen Versuchung schützt. Der Gedanke an die Geliebte und ihre Züge reisst den Jüngling aus dem „magischen unsichtbaren Netz" einer Buhlerei los, (V. 47) der Klang ihres Namens „gibt seinem regen Blute einen anderen Lauf", (I. 39 u. 40) er gibt ihm Kraft zu entfliehen, (V. 15), und ihm ist's „als hielt ein Engel seinen Schild vor seine Brust, so matt und kraftlos sinken der Wollust Pfeile von ihr ab". (Oberon XIII. 58—59.) Selbst physische Kraft, ja „die entflohenen Lebensgeister" mag der Geliebten Bild zurückrufen. (Oberon IX. 18.)

---

[1]) Vergl. H. Pröhle in seiner Einleitung zur Wieland-Ausgabe I. p. XV. Kürschner D.-N.-Litt.

Und wie erwiderte Liebe Alles verklärt, so denkt der Ungeliebte, „dass sich des Himmels Stirn um seinetwillen trübet, und dass Aurora weint, wenn sie die Blumen tränkt". (III. 11.) Ja selbst zum Tode könnte der Gram über verratene Liebe führen. (IV. 69.)

Es wäre überflüssig, nach allem, was über Wieland bereits gesagt worden ist, besonders hervorzuheben, dass er sich eine Liebe ohne geschlechtlichen Genuss nicht gut denken kann, und wenn er wirklich, wie in Idris und Zenide, einmal ein liebendes Paar einführt, dem ein solcher kein Bedürfnis ist, so ist doch mit Bestimmtheit anzunehmen, dass er, — wie schon anfangs erwähnt, — auf irgend eine Weise das Ungesunde und Lächerliche einer solchen Liebe gezeigt hätte. Der Trieb nach einer geschlechtlichen Annährung erschien ihm bei seelisch gesunden Individuen so mächtig, dass nichts im stande wäre, „die Stimme der Natur zu überschreien" (III. 10), und „ihre Rechte abzuschwächen". (III. 72.) Selbst gegen den Willen des Menschen macht er sich mächtig geltend, und „das Herz kann schuldlos sein, indem der Sinn verirrt". (II. 62.) Mit besonderer Eindringlichkeit wird uns des öfteren gesagt, „dass uns auch die treueste Liebe nicht allemal vor einem raschen Triebe schützt", (V. 45) und dass „der Instinkt, der ganz heimlich seine Spiele spielt," (V. 78) gar oft „das Gefühl der Pflicht in Wollust hinschmelzen lässt". (III. 119). Durch viele Belege lässt sich nachweisen, dass Wieland wenig Vertrauen zu der Energie eines Menschen hat, und dass er nur in der Flucht die einzige Rettung vor einem Falle erblickt, „zu dem ein innerlicher Hang die Sinne zieht". (III. 121.) Denn „gauckeln einmal Amoretten und Scherz und Freuden dicht um unser Aug' und zieh'n die Schlinge lächelnd zu, dann ist's selbst zum Fliehen zu spät," (III. 121.) dann kann das, „was in unserem Busen wallt und sympathetisch klopft", nicht mehr zur Ruhe kommen, und indem die Hand die Versucherin sanft zurückschieben will, „folgt sie unbewusst angenehmern Trieben". (V. 14.)

Nur, „wo Augen ohne Scham in offne Arme winken, lässt die Begierde stracks die Flügel sinken". (I. 35.)

Selbstredend traut der Dichter dem weiblichen Geschlechte, von dem er ohnehin etwas geringschätzig denkt, (V. 55 u. 56) eine noch geringere Widerstandsfähigkeit zu. — Er hält es für weit empfäng-

licher für „die Unsterblichkeit und das Götterglück, die uns das Bewusstsein, geliebt zu werden, bietet, (I. 34.) zumal es, wie man weiss, für solche Dinge den sechsten Sinn hat.“ (V. 52.) Gar leicht sind alle Bedenken bei ihm hinweggeräumt, (I. 84) besonders wenn der Mann, „bei dem der erste Widerstand die Begierde nur noch mehr reizt,“ (I. 41.) nichts unversucht lässt. Und schliesslich ist gegen Kupidos Pfeil auch „keine Marmorbrust“ geschützt. (I. 92.) „Mit Witz, Geduld und Weil'“ (I. 92.) gelingt es, wenn die Gelegenheit sonst günstig, ein jedes Weib von der Königin herab, bis zur gewöhnlichen Stalldirne, (I. 90.) zu erobern; und wenn auch die Worte:

„Im sichern Hain, in stiller Grotten Nacht,
Hab' ich Vestalen schon, zu was ihr wollt, gemacht‥“ I. 93.

dem lüsternen Itifall in den Mund gelegt sind, so dürfen wir sie doch als eine charakteristische Anschauung Wielands verzeichnen. —

Gelegentlich stossen wir allerdings auf Sätze, die zu diesen Ansichten in gewissem Widerspruche stehen; aber sie entsprechen gewiss nicht den Anschauungen des Dichters, wie er sie in dieser Art seiner Werke zum Ausdrucke bringen wollte. — Sie erscheinen, wie gesagt, sehr vereinzelt, und ihre Fassung erscheint gesucht. So heisst es einmal:

„Der wahren Liebe nur ist Keuschheit keine Bürde,
Sehn, was man liebt, giebt's denn ein grösser Glück?
Mehr als dem Faun ein Kuss, ist ihr ein blosser Blick.“ III. 89.

Und gleich darauf:

„O die Geliebte sehn, sich neben ihr befinden,
Den Atem in sich ziehn, der ihrer Brust entfloh
Ist eine grössere Lust für Seelen, die empfinden;
Die letzte Gunst entzückt den Faun nicht so.“ III. 90.

Schon der Schlussgedanke weckt in seiner raschen Wiederholung den Verdacht, als ob die innere Wahrheit dieser Behauptung Wieland nicht recht geläufig sei. — Ebensowenig wird der schöne Satz:

„Durch Ueberraschung nur, nicht durch Verführung
Kann die Unschuld ungewarnt — gewarnet niemals fallen. III. 125.

an anderen Orten unterstützt, was bei des Dichters Neigung zu Wiederholungen gewiss nicht der Fall wäre, wenn er dies seinen

Lesern überzeugend und eindringlich hätte vortragen wollen. — Die übrigen Bemerkungen, die etwa den gleichen Gegenstand streifen, erheben sich ohnehin nicht über das Niveau von in Verse gebrachten Gemeinplätzen z. B. I. 80, III. 17, V. 46. — Die Versicherung der meisten auftretenden Frauen, dass sie an verratener Liebe sterben würden (IV. 69), ist weiter nichts als eine Phrase, und die grosse Mehrzahl derselben würde sich wohl rasch in neuem Genusse darüber getröstet haben.

Damit ist aber auch ein tieferes Eingehen auf das Seelenleben seiner Charaktere erschöpft und niemand wird behaupten wollen, dass Wieland sich hier als hervorragender Beobachter ausgewiesen habe. Alle andern, von diesem Gebiet abseits liegenden und für einen Dichter doch ebenso interessante und anziehende Regungen in der menschlichen Seele findet er keiner näheren Untersuchung würdig und begnügt sich lediglich mit der Konstatierung, dass sie hie und da bei dem einen oder andern seiner Helden aufgetreten sind. Man müsste es ihm denn als ein besonderes Verdienst anrechnen, dass er den magischen Reiz, den der Mondschein auf ein empfindsames Herz auszuüben im stande ist, gekannt, (IV. 29) und dass er der süssen Waldeinsamkeit zugetraut hat, „zärtliche, unnennbare Gefühle“ zu erwecken. (V. 78.)

Die sprachlichen Mittel, die Wieland zur Verfügung stehen, um das innere Leben seiner Personen uns anschaulich zu schildern, gehen fast nirgends über das Mass des Gewöhnlichen hinaus. Wir stossen vielmehr oft auf eine Ungewandtheit, die uns bei einem Dichter, für dessen Erzählertalent keine Situation zu verwickelt und keine Begebenheit interessant genug ist, in Erstaunen setzt. Es geht ihm eben das Verständnis für kompliziertere seelische Vorgänge ganz ab; oder er hat nur eine unbestimmte Ahnung von denselben Kein Wunder, dass ihn dann seine bewährte Gabe zur Schilderung im Stiche lässt.

Es wird sich in Uebereinstimmung mit bereits Gesagtem auch hier zeigen, dass ihm nur dann ein gewisser Reichtum in der

Sprache zur Verfügung steht, wenn es sich um sein Lieblingsthema: „die Liebe und ihre verschiedenen Erscheinungsformen" handelt.

In den meisten anderen Fällen begnügt er sich mit der einfachen direkten Darstellungsweise z. B. „Er scherzt, er buhlt" (I. 25); „sie hörte nichts (I. 28); „das Frauenvolk scheint auf seine Schmach stolz zu sein"; (I. 39) u. s. w. Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, dass diese Art der direkten Darstellung, wie überall, so auch bei unserem Dichter, etwas auffallend kaltes an sich hat, und unsere eigene Phantasie dabei zu wenig Anregung empfängt. Gefühle, die direkt dargestellt werden, wecken in dem Leser eine zu schwache Resonanz. —

Anregender dagegen wirkt der Dichter da, wo er durch Angabe der Symtome, durch welche sich Gefühle und Empfindungen verraten, uns das Innenleben seiner Personen aufdeckt. — Keine Aeusserung desselben sollte dem scharf beobachtenden Dichter geringfügig erscheinen; denn er wird gerade mit der Verwertung solcher Symtome, die dem oberflächlichen Blicke gar leicht entgehen, den Reiz seiner Darstellung erhöhen. — Selbst die Erwähnung einer Erscheinungsform, die an und für sich unbedeutend ist, kann für die Beurteilung eines Charakters durchaus nicht überflüssig sein Gestattet uns doch die Unterlassung einer Handlung, die wir sicher erwartet, oder das Ausbleiben einer symptomatischen Erscheinung, auf die wir glaubten rechnen zu dürfen, tiefgehende Schlüsse auf die seelische Beschaffenheit eines Menschen. — Will man sich über die Sprache eines Dichters ein gerechtes Urteil bilden, so ist es durschaus unerlässig, gerade nach dieser Richtung Umschau zu halten; wie es z. B. Dr, Roetteken in seinem Buche: „Veldeke und Hartmann-Strassburg" p. 166, 171, 177, 184 u. f., oder in einem Aufsatze: „Das innere Leben bei Gottfried von Strassburg" Z. f. d. A. XXXIV. N. F. XXII. p. 81 u. ff. gethan hat. Die Gesichtspunkte, unter welchen solche geistvolle Arbeiten entstanden sind, dürfen, wenn auch in beschränkterem Maase, bei der Beurteilung keines Dichters vernachlässigt werden. —

Wenn es sich um Regungen der Liebe handelt, zeigt Wieland ein schärferes Auge für die Symptome, durch welche sie sich dem Beobachter verraten.

Als ein solches gilt ihm vor allem das Erröten. „Des Gottes

(Amor) Ankunft zeigt ein fliegendes Erhitzen der blassen Wang" (Musarion 68 p. 38). Vergl. hiezu V. 72: „Bis in die Fingerspitzen steigt die Röte"; (Oberon VI. 11.) oder „sie überzieht den ganzen Leib". (I. 28) —

„Auch füllen Thränen die Augen", (Oberon VI. 11.) (Musarion p. 38.); „das Herz drängt sich hochschlagend vor Entzücken empor", (Oberon VI. 11), oder „wird noch einmal so dick" (IV. 15); der „Busen atmet schwer von pressendem Verlangen" (I. 28). —

Gern versagt im höchsten Glücke die Sprache. Die Personen „wissen vor Entzücken die Grösse ihres Glücks nur stammelnd auszudrücken"; (II. 12, V. 117) „der Strom der Lust lässt sie nur stottern", (III. 114) und „gebrochne Silben lallen" (V. 29). Gar oft schliesst sich „Mund und Auge" in seligem Entzücken (V. 116). Auch das Blut kann „vor Uebermass von Lust" stocken (III. 36 u. III. 40).

In der Einsamkeit hält der Verliebte manchmal Selbstgespräche, denn, „verliebte Schwärmerei denkt gerne laut" (III. 28). — Die innere Erregung macht sich zuweilen in einem Ausrufe Luft (I. 90, III. 28) und manches Wort wird an die entfernte Geliebte gerichtet, „als ob sie da wäre" (IV. 2). Auch im Traume mögen gelegentlich die Empfindungen verraten werden (III. 37.) Die Liebe macht den Menschen nicht selten kindisch. Von allem ist er entzückt, was von seiner Geliebten stammt:

„Ein Band, das sich um ihren Fuss zu winden
So glücklich war, ein Ring von ihrem Haar, wie froh,
Wie reich macht solch ein Tand den, der wahrhaftig glüht;
Nichts ist ihm Kleinigkeit, was sich auf sie bezieht." III. 90.

Stundenlang kann er ohne zu ermüden, von ihr sprechen und denkt nicht daran, seine Zuhörer damit zu ermüden. (V. 57 u. 58).

Tritt die Begierde nach geschlechtlicher Befriedigung in den Vordergrund, und verdrängt die edleren Empfindungen, so „erlischt der trübe Blick in feuchter Glut", (I. 28, I. 46) der Atem stockt, (IV. 34) und der Puls „verdoppelt seine Schläge und hüpfet wie ein Fisch im spiegelhellen Teich" (Oberon VIII. 13). Viel weiter kann ein Dichter in der Schilderung der höchten Erregung, in die das Weib geraten kann, nicht mehr gehen, als es I. 86 geschehen ist:

„Und wenn ihr Auge schwimmt, wenn im halboffnen Munde
Die blasse Zunge lechzt, dann schlägt die Schäferstunde.“

Dann „glitschen ihr die Knie“ und der abwehrende Arm sinkt zurück (II. 78).

Findet die Liebe keine Erwiderung und der geschlechtliche Trieb keine Befriedigung, so wandelt der Gequälte ruhelos umher (IV. 5 und 6), auf seinem Lager findet er keine Ruhe, sondern wälzt sich unruhig „in einem finstern Meer sich selbst bekämpfender Gedanken hin und her“ (IV. 3 und 4); dabei grämt er sich zum Schatten ab, (V. 68) oder wie es launig (Neuer Amadis 1771, I. p. 68) heisst:

„Die armen Prinzen, die wurden von Uebermass
Der Liebesschmerzen so grün und mager, als frässen sie Gras“;

und ebenda (I. p. 157):

„Manch Seladonchen wurde durch ihrer Augen Macht
Aus einem andern Narciss in zweimal Tag und Nacht
So leicht wie ein Seufzer, und hohler von Augen und grüner,
Als eine Dirne, der Hymen das Warten zu lange gemacht.“

Hiemit sind aber auch die Darstellungsmittel Wielands in diesem Punkte erschöpft. Sie kehren in verschiedenen Variationen wieder und selten finden wir etwas wirklich Neues.

Bei allen übrigen Affekten beschränkt sich die Darstellung lediglich auf jene Symptome, die sofort in die Augen fallen. —

Das Erröten gilt ihm als Zeichen freudiger Erregung, wie Oberon I. 17: „Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in seine Wangen“. Auch die Scham lockt es auf die Wangen des Weibes.

„Das Kolorit der guten Schönen
War wirklich sehenswert, es brannte nur nicht gar.“ (V. 73.)

Furcht und Angst äussern sich bei unsern Helden dadurch, dass der Schweiss auf die Stirne tritt, (III. 118), das Blut gerinnt (V. 5), die Sehnen der Arme und Kniee erschlaffen, und es wider den Willen „eiskalt über den Rücken läuft“. (Oberon I. 16.)

Oder „das Gesicht wird bleich wie Wachs“ (Oberon II. 13) und die Haare stehen zu Berg:

„Um Mitternacht um einen Kirchhof gehen,
Das lupft ein wenig mir den Hut“ (Oberon II. 20)

und: „Ein jedes Haar auf meinem Kopfe kehrt die Spitz empor“ (Oberon IV. 16). In der höchsten Angst ruft Idris wohl auch seine entfernte Geliebte um Schutz an. (V. 6.)

Aehnliches beobachtet Wieland an seinen Personen, wenn sie jäher Schreck überfällt. Die Spannkraft der Muskeln versagt, die Sprache stockt, der Blick wird starr. (II. 3. Oberon V. 38.) Die Haare richten sich auf dem Kopfe empor; (I. 45. Oberon I. 39, Hann und Gulpenheh XVIII. p. 199) ein Beben befällt den Körper, (Oberon VI. 25) oder eine Ohnmacht umnebelt die Sinne (IV. 40, Oberon VIII. 29.)

Gefühle, wie Unmut und Kummer zeigen fast die gleichen Erscheinungsformen. Lila verliert z. B. die Freude an allem, was ihr vorher lieb und wert gewesen ist.

„Nichts gab ihr Freude mehr, was sie noch kürzlich liebte,
Nicht ihr Klavier, auch nicht ihr Papagei“. III. 54.

Oder eine innere Unruhe überfällt sie, und lässt sie nirgends Ruhe finden.

„Bald ging sie, von Gedanken schwer
Und in sich selbst gekehrt, im Zimmer hin und her,
Bald sass sie, ohne sich zu regen
Auf ihrem Sopha da.“ III. 55.

Selbst der Seelenschmerz, in dessen Darstellung viele Dichter Grosses geleistet haben, bietet Wieland keine Gelegenheit, über alltägliche Beobachtung hinauszugehen. Er lässt seine Personen in ein lautes Geschrei ausbrechen, sich die Haare raufen, Wange und Brust zerkratzen und zerfleischen und blutige Rache demjenigen schwören, der ihnen so viel Leid zugefügt hat, (Wintermärchen XVIII. p. 177.) — Dieser Schmerz gleicht dann Ausbrüchen rasender Wut, in denen selbst der schöne Mund flucht. — Auch in dieser Gemütsverfassung stockt der Atem, fliegende Röte überzieht die blassen Wangen, die Lippen werden blau, (Neuer Amadis 1771 II. p. 157) die Augen scheint ein Wirbelwind zu drehen, (III. 12) und sie schiessen Blitze (III. 133); die Haare werden ausgerauft und die Schminke wird abgekratzt. (V. 64.)

Ebenso verwildern sich im Zorne die Gesichtszüge. Die Nase schnaubt, die Augen klotzen und die Adern schwellen an. (Oberon V. 57.)

Die Reue äussert stch bei ihm in lauter Raserei. Reue spielt „die schrecklichsten Scenen“. (III. 112.)

Besonders das Weib verliert hiebei jede Fassung. Aber auch der Mann kann bei dem Gedanken, dass er sich selbst untreu geworden, derart in Wut geraten, dass er zu der schändlichsten That fähig wäre. (III. 123.) In ihren Aeusserungen ist die Wut wenig verschieden von der Verzweiflung. „Thränen, die sie aus dem halbgestockten Blute presst“, füllen die glühenden Augen, die Wangen werden welk, und die Lippen erscheinen zu Scherben ausgedorrt. Um den Mund zuckt es gichtrisch und die Zähne klappern. (Oberon VIII. 55.)

Auch in der Darstellung eines freudigen Gefühles finden wir in dieser Beziehung nirgends eine Vertiefung. Ein solches erfährt überhaupt höchst selten eine symptomatische Darstellung, die dann gewiss in das Triviale verfällt. Wenn Itifall in ausgelassener Freude lacht, „dass er den Bauch zu halten genötigt ist“ (IV. 23), so erhalten wir von ihm eher ein äusserliches Bild, als eine Vorstellung dessen, was in seinem Innern vorgeht.

Die Schilderung: „Vor wonniglichem, pressendem Gefühl gingen manche klare Aeuglein über“, ist lediglich die Wiederholung einer beliebten Formel. (Vogelsang XVIII p. 260.)

Die bereits angeführten Beispiele beweisen zur Geuüge, dass sich unser Dichter bei der Schilderung des inneren Lebens fast immer in denselben Geleisen bewegt. Es ist an und für sich schon so arm, dass wenig mehr hinzuzufügen bleibt.

Gespannte Aufmerksamkeit äussert sich durch den offenen Mund (Oberon IV. 58), der Atem wird angehalten. (Ebenda IV. 58). IV. 22 heisst es: „Itifall horcht mit allen seinen Ohren“.

Das Erstaunen und die Verwunderung zeigen sich ebenfalls zuerst im Gesichtsausdrucke. In Verse gebrachte Umschreibungen des landläufigen Ausdruckes „Mund und Augen aufreissen“ begegnen uns wiederholt. (So II. 45, IV. 50, IV. 67, Oberon V. 35.) Es kommt auch vor, dass jemand vor lauter Verwunderung „zum Stein“ erstarrt; (III. 118) und wie „gefroren“ dasteht, (Oberon III. 54) aus welchem Zustande er erst allmählich, wie „aus einem Traume“ erwacht und sich verwundert, „Aug’ und Stirne reibt“. (Oberon II. 54.)

Wenn „grosse Tropfen an beiden Backen hangen“ (II. 51), so dürfen wir auf Mitgefühl mit fremden Leiden schliessen. Langweile sehen wir denen an, die wie Amöne „lächelnd sich rosenfarbene Nägel“ nagen, aufmerksam die Linien ihrer weissen Hand besehen, und gedankenlos ihren Ring herumdrehen und mit ihren Bändern spielen. (V. 57.)

So viel geht aus den gegebenen Belegen hervor, dass die geringe Fähigkeit Wielands, seine Personen geistig zu durchdringen, scharf kontrastiert mit seinem Geschicke, die äussere Natur in ihrer vielseitigen Gestaltung farbenprächtig zu schildern, und stets neue und überraschende Situationen zu erfinden. Ist auch nur eine kleine Anzahl seiner poetischen Werke herangezogen worden, so darf dies Urteil doch ohne Gefahr verallgemeinert werden, da es sich wenigstens um bevorzugte Lieblingskinder seiner Muse handelt.

Es ist wahr, dass die meisterhafte Kunst des poetischen Erzählens manchmal über die Gehaltlosigkeit und die Verflachung seiner Charaktere hinwegtäuscht.

Zum Schlusse dieser Arbeit mögen noch einige Bemerkungen angefügt werden, die sich wohl einem jeden, der sich länger mit Wielands Sprache beschäftigt, aufdrängen müssen. Wir stossen nämlich bei der Lektüre des Idris auf eine Anzahl Wörter, die im Laufe eines Jahrhunderts entweder ganz aus unserer Schriftsprache verschwunden sind, oder doch nur so verschwindend gebraucht werden, dass ihnen jetzt etwas Altertümliches und Ungewohntes anhaftet. Gerade diese üben einen besonderen Reiz auf den Leser aus. Es soll aus Idris nur Folgendes hervorgehoben sein:

B e d i n g m. (für heutiges Bedingung):

„Wenn eine Klausel nur in so fern etwas gilt,
Als ihr Beding sich durch ein Wunderwerk erfüllt“. V. 74.

befahren (Gefahr laufen, sich einer Gefahr aussetzen):
„was hast du zu befahren". III. 70.

begaben (Gaben verleihen): [1])
„Wie Astramond Zeniden zu begaben
Nun fertig war". V. 67.
„Mit Anmut begaben". II. 69.
„Ein Thal, vom Herbste stets begabt". III. 1.

Beglaubt sein (Im Glauben sein)
„Herr Idris fest beglaubt, Zeniden selbst zu sehen". V. 115.

Beschelten refl.:
„Jetzt stutzte sie, errötete, beschalt
Sich selbst". V. 29.

Besitzen refl. (sich beherrschen, sich in der Gewalt haben, Herr seiner Gefühle und Leidenschaften sein):
„Hier galts, sich zu besitzen". V. 13.
„Der Weise, der sich vor Freude kaum besass". V. 66.
Aehnlich sich verlieren (bewustlos werden).
„Das Donnern um mein Ohr
Betäubte mich so sehr, dass ich mich selbst verlor". III. 81.

Besprechen (einen um etwas angehen):
„Das schöne Kind, das unsern Schutz bespricht". I. 50.

Bethränen (mit Thränen benetzen):
„Wo seine Augen oft Zenidens Brust bethränt". II. 88.

Beweis machen:
„Der gute Paladin macht den Beweis hievon". IV. 3.

Bord n, (für Ufer)
„Sie stürzt sich in die Flut und schimmt an's andere Bord". II. 29.

Chymisch:
„Die chymische Natur". V. 37.

Dahlen [2]) (verliebt schwätzen):
„Doch Muse, was Verliebte dahlen,
Rührt niemand als sie selbst". V. 118.

---

[1]) Vergleiche der Neue Amadis 1771 I. p. 136 und II. p. 186. Pervoute XVIII. p. 109.

[2]) Vergleiche der Neue Amadis 1771 II. p. 116: „Herr Ferasis hätte ..... noch lange so fortgedahlet". —

Balsamen [1]) (in durchbalsamen, bebalsamen, einbalsamen):
„Die Blumen durchbalsamten die
Flur mit süssen Frühlingsdüften". I. 12.

Einthronen:
„Die ich in meinem Herzen
Als meine Königin und Göttin eingethront". V. 93.

Entdecken (von eine Decke befreien):
„Den Busen halb entdeckt". III. 87.
„Mit halbentdecktem Knie". III. 113.

Ergiessen (ein Geheimnis):
„Dass Idris . . . . . sein Geheimnis ganz in ihren Schoss ergiesst". V. 54.

Erlegen (Herzen)-(Herzen gewinnen, erobern):
„Herzen auf einen Blick erlegen". III. 4.

Erwahren refl. (für sich bewahrheiten):
„Nun Idris kannst Du selbst am allerbesten sagen,
Ob an Zeniden sich der Alten Fluch erwahrt". V. 69.

Extatisch, dieses Wort findet sich wiederholt. V. 29 ist aber dafür „begeistert" gesetzt.

Feerei:
„Wie weit die Feerei die Kunst zurücke lässt". III. 86.

Geben (Besuche):
„Die seltenen und kurzen Besuche, die mir die Muse verstohlener Weise gibt".
Vorrede zur Ausgabe 1777.

Geben (Sorgen):
„Dass sie dem Prinzen Sorge gibt" II. 66.

Gelindigkeit:
„Von den Kunstrichtern oder Journalisten erwarte und erbitte ich keine Gelindigkeit". Vorrede: Ausgabe 1777. —

Glitschen: Ein Verbum, für welches Wieland eine grosse Vorliebe zeigt.
„Doch glitschen ihre Augen ab". II. 48.
„Schon glitschen ihr die Knie". II. 78.

---

[1]) Vergleiche Neuer Amadis 1771 I. p. 35: „Um seine bebalsamten Locken" oder Oberon V. 42: „Als wenn Schasmin und Ros' und Lilienduft es eingebalsamt hätten".

An anderen Orten finden wir widerholt:
„Der kurz zuvor die Augen kaum darüber glitschen liess“.
Neuer Amadies 1777 I. p. 88.
„Der Streich glitscht ab“. Ebenda II. p. 41.
„Der Fuss glitscht“. Aspasia IX. p. 86.
Auch entglitschen:
„Doch Hüons Glück entglitscht dem fürchterlichen Streich“.
Oberon I. 59.
„Der schlaffen Hand entglitschten Schwert und Speer“.
Oberon VI. 4. [1])
In moralischer Beziehung „ausgleiten, einen Fehltritt thun“:
„Und wenn sie nun auch glitschte“. Musarion 1768 p. 78.
In späteren Ausgaben fehlt diese Stelle.
„Wenn sie auf der Flucht nun glitschte“. Oberon VII. 16. [2])
Kolossisch:
„Soll jeder Fels dein Bild von Diamant
Kolossisch in die Wolken strecken“ Letzte Ausgabe III. 58.
In der ersten Ausgabe war: „Kolossen gleich“ zu lesen.
Krauen: „Es sind nun ungefähr fünf Jahre, dass ich über diesen unwürdigen Idris an meinen Nägeln kraue.“ Vorrede 1768.
Leim (für Lehm):
„Die stolze Armut, die aus Leimen Marmor macht“. III. 2.
„Dach und Wände wohl mit Leim und Moos zu dichten.“
Oberon X. 9. [3])
Liegen (mit der ungewöhnlichen Singularkonstruktion „zu Fuss liegen“):
„So liegt die Welt zu deinem Fuss“. IV. 50.
Mäandrisch:
„Mäandrisches Gewinde“. I. 5; V. 96.
„Mäandrische Alleen“. III. 84. [4])

---

[1]) Vergleiche noch Neuer Amadis 1771 II. p. 59, Musarion 1768 p. 51, die Grazien X. Band p. 48.

[2]) Vergleiche Albert Köster in seiner Neuausgabe des neologischen Wörterbuches von Freiherrn von Schönaich (1754) Berlin 1900 p. 403. „Das Wort glitschen, das bei Hagedorn einen etwas derben Klang hat, gilt den Schweizern nicht als unedel; z. B. Bodmer: „Ihr Auge glitscht von dar verwundert nach dem Strand“.

[3]) Vergleiche „Das Metrum der Griechen, das gleichsam als bildsamer Leim auf Götter- u. Heldengestalten wartete“. Herder: Stimmen d. Völker. Einleitung.

[4]) Briefe II. p. 117: „Mäandrisch auf- und absteigende Sandwege“.

Auch im übertragenen Sinne:
„Der Schmach sich selbst bewusster Scham
Durch dialektische Mäander zu entrinnen".
Musarion 1768 p. 45. [1])

Magisch (durch die Kunst der Magie bewirkt, oder mit derselben in Berührung stehend):
„Ich täuschte wohl hundertmal die magische Figur". III. 76. [2])

Misskennen.
„Misskenn' ihn, wenn Du kannst". III. 65.

Eine ähnliche, wie von Göthe gebrauchte Form:
„Misshör, mich nicht" [3])

Missverstand.
„Dass ein Missverstand kaum möglich wäre". III. 62. [4])

Mittel (für Mitte).
„Im Mittel dieser Rosenhecken". I. 18. [5])

Mittelstand (in einem uns nicht mehr geläufigen Sinne).
„In diesem Mittelstand, da zwischen Tod und Leben
Die Seelen in mystischer Entzückung schweben". III. 115.
„In diesem Mittelstand von Wehmut und Entzücken". V. 82.

Rauch (in der letzten Ausgabe „rauh"):
„In seiner rauchen Tatze". III. 21.

Reisen (den Weg):
„Er reiste seinen Weg durch diesen Wald". I. 45.

Schluss (für Beschluss): IV. 28, IV. 52; V. 49.
(für Entschluss): Oberon II. 13.

Sparen (die Füsse):
„Mir scheint der beste Rat, die Füsse nicht zu sparen". II. 71.

Sympathetisch: Siehe II. 82; V. 14; V. 29.

Ueberschneien (mit Küssen):
„Wer hätte nicht solch einen Mund mit Küssen überschneit"
III. 92.

---

[1]) Vergleiche hiezu neologisches Wörterbuch p. 248, 27.

[2]) „Und eilends verlässt sie den magischen Ort".
Neuer Amadis 1771 I. p. 204.

[3]) „Ja, ich misskannte dich". Musarion 1768 p. 15. Vergleiche auch Köster: p. 511, 24.

[4]) „Zum mindesten führt es leicht in Missverstand". Musarion 1768 p. 53.

[5]) Vergleiche Köster p. 431, 2.

U n v e r s c h ö n b a r :

„Die unverschönbare Natur". III. 26.

V e r g ö t t e r t f ü h l e n (refl. = sich als Gott fühlen):

„Wenn ich bereits mich halb vergöttert fühle". II. 80.

V e r h a l t e n (für zuhalten):

„Den Mund verhalten". II. 2.

V e r l i e r e n (refl. siehe: sich besitzen).

U n g e b ä h n t :

„Ungebähnte Wege". III. 24.

„Ungebähnte Pfade". II. 35.

U n z u g a n g b a r :

„Des Centauren Sitz ist ihm unzugangbar". II. 30.

V e r m ö g e n :

„War alles hier verbannt, was einen Laut vermag". III. 85.

V e r s i e g e l n (einen Vergleich):

„Einen Vergleich durch einen Kuss versiegeln". IV. 46.

V o r l ä n g s t :

„Mit dem ihm sein Geschicke vorlängst bedräut". II. 9.

V o r r ü c k e n (für vorstellen):

„Du rückst mir alles vor, was Du für mich gethan". III. 71.

V o r w u r f :

„Mit jedem neuen Schritt entdeckt
Ein Vorwurf sich, der neue Furcht erweckt". [1]) V. 3.

W u n d e r (für Verwunderung):

„Mein Wunder stieg". V. 100.

„Ich wurde fast zu Stein vor Wunder". III. 118.

Z w i t t r i s c h :

„Die zwittrische Figur". II. 39.

Mag auch manches der hier aufgezählten Wörter und manche Redewendung an und für sich uninteressant sein, im Zusammenhange mit dem Uebrigen ergänzt es doch das Gesamtbild, das wir von der Sprache Wielands gewinnen. Die lexikographische

---

[1]) Vergleiche Köster 549, 5, siehe dort die Belege für dieses im 18. Jahrhundert verbreitete Wort, denen er beifügt: „Nach alledem scheint das Wort nicht an eine bestimmte Landschaft, sondern an eine bestimmte Bildungssphäre gebunden zu sein und dort aufzutauchen, wo man das französische „objet" verdeutschen will."

Auslese, oder, wie besser zu sagen wäre: Nachlese, würde sich, wenn sie über alle Schriften des Dichters ausgedehnt würde, reichlich verlohnen. — Ich möchte nur einige charakteristische Wortformen notieren, die mir bei der Lektüre der ohnehin öfters zitierten Dichtungen aufgefallen sind. Der Kürze halber beschränke ich mich auf die einfache Angabe der in Frage kommenden Stellen. —

Es finden sich verhältnismässig wenig nennenswerte Nominalformen. Sie verschwinden fast gegenüber der Menge interessanter Verbalbildungen. Hier zeigt Wieland entschieden eine reiche Erfindungsgabe. Allerdings erscheint uns die eigentümliche Konstruktion mancher Zeitwörter oft gar zu gekünstelt, und es lässt sich selbst bei einem Vergleiche mit zeitgenössischen Schriften nicht leugnen, dass Wieland hin und wieder der Sucht verfällt, in seiner Diktion recht originell zu erscheinen. — Die wenigen folgenden Beispiele werden diese Behauptung erhärten.

Substantive, die in ihrer Form oder in ihrer Bedeutung von der modernen abweichend sind oder sich in unserem Sprachschatze nicht mehr finden:

Aemse für Ameise: Wasserkufe XVIII. p. 64.
Ahndung für Ahnung: Oberon I. 70.
Begnügsamkeit: Pervonte XVIII. p. 109.
Canapee (als masc.): Neuer Amadis 1771 II. 5; Oberon I. 8.
Ebentheuer: Neuer Amadis II. p. 64. Später Abenteuer.
Fahr: Oberon I. 47, II. 16; VI. 19; VII. 49.
Helfenbein: Neuer Amadis I. p. 223.
Tauf (als masc.): Oberon VI. 53.
Vorbeigehung für Ausserachtlassung: Briefe I. p. 5.
Vorfallenheit für Vorfall: Briefe I. p. 24.
Vorwort für Befürwortung: Briefe I. p. 83.

An Adjektiven verdienen hervorgehoben zu werden:

Dichterisch: „die dichterische Muse“. Briefe I. p. 56.
„Die dichterische Schaar“. Neuer Amadis 1771 II. p. 9.
Malerisch: „die malerische Muse“. Briefe I. 56.
Merkantilisch: „die merkantilische Welt“. Briefe I. 29.
Philosophisch: „Philosophische Zunft“. Neuer Amadis 1771 II. p. 5.
Zauberisch: „der zauberische Mohr“. Ebenda II. p. 66.

Abhelflich: Neuer Amadis 1771 II. p. 42.
Einfältig für einfach: die Grazien X. Band p. 44.
Gestracks: Oberon I. 68.
Heischer: Neuer Amadis 1771 II. p. 9.
Klatrig: „Das nähme wohl gar ein klatrigs Ende!“
Wintermärchen XVIII. p. 153.
Kürzlich für kurz: „die Wahrheit ist kürzlich“.
Neuer Amadies II. p. 186.
Lappicht: „der lappichte Geselle“. Vogelsang XVIII. p. 258.
Notlos: Oberon I. 68.
Räkelhaft: „die unsittliche und räkelhafte Art“.
Briefe I. p. 80. (Mundartlich.)
Rapplicht: Briefe I. p. 153.
Richterlich: „der richterliche Tag“. Oberon I. 55.
Verdumpft: „Verdumpfter Sinn“. Oberon X. 32.
Waglich für wagemutig: Geron der Adeliche XVIII. p. 36.

Unter den folgenden Verbalformen sind manche, die Wieland selbst nicht für überall brauchbar gehalten haben mag, da sie nur ganz vereinzelt vorkommen. Das ist besonders da der Fall, wo er, wie in Geron dem Adelichen, eine altertümliche Diktion anstrebte.

Abthun refl. „sich ihrer abzuthun“ = sich ihrer entledigen.
Neuer Amadis II. p. 140.
Anmuten refl für „sich anmassen“:
„Vermess' sich keiner, untugendlich,
Diess Schwertes anzumuten sich“.
Geron der Adeliche XVIII. p. 20
Ausbiegen = ausweichen: Oberon VII. 22.
Ausfallen (dem Gedächtnis entfallen):
„Das in der Eil ihr ausgefallen wär'“. Oberon V. 15.
Ausgeben (für verheiraten): Oberon IV. 39.

B e k i e l e n (mit Federn versehen):
„Diesen hohen Flug
Noch dreissig Tage auszuhalten,
Fühlt kein Olympier sich stark genug bekielt“.
Der verklärte Amor V. 4.

B e r ü h m e n: Geron der Adeliche XVIII. p. 21.

B e t a s t e n (mit den Augen):
„Von männlichen Augen betastet werden“.
Grazien X. p. 33.

B r i e f w e c h s e l n: Briefe I. p. 154.

D u r c h k r e u z e n (von Briefen):
„Unsere Briefe haben sich diesmal durchkreuzt“. Briefe I. p. 212.
„Dieses Durchkreuzen unserer Briefe“. Ebenda I. p. 245.

D u r c h n i s t e r n (für durchsuchen):
„Das Magazin durchnistern“. Pervonte XVIII. 102.

E r b i d m e n:
„Die Rosse spornend auf einander los, und rannten
So mächtig, dass die Erde unter ihrem Stampfen erbidmete“.
Geron der Adeliche XVIII. p. 9.

E r b i e t e n (für anbieten):
„Was meine Hütte hat, ist herzlich auch erboten“.
Oberon IX. 48.

E r ö f f n e n (für das einfache „öffnen“):
„Der Saal eröffnet sich“. Musarion 1768 p. 63.
„Eröffnet sich die Thür“. Ebenda p. 74.

G a c k e l n (unnützes Zeug reden): Geron der Adeliche XVIII. p. 28.

G e c k e n:
„Hörte mit Verdruss die Reden
Des jungen Knechts, der also ohne Sache (Ursache)
Die unbekannten Ritter gekte“. Geron der Adeliche XVIII. p 28.

H o c h m u t e n (hochmütig behandeln):
„Der zur Zeit und Unzeit gar zu gern
Hochmutete und neckte männiglich“.
Geron der Adeliche XVIII. p. 27,
„Hörst du da
Die Ritter, die vermeinen ungestraft
Uns hochzumuten?“ Ebenda p. 27.

Hummen (hum sagen):
„Hum! — hummt der Triton". Neuer Amadis 1771 I. p. 210.
Kahl einen Brief beantworten: Briefe I. p. 21.
Hinter sich lassen (für hinterlassen):
„Liess keinen Erben hinter sich". Sommermärchen XVIII. p. 245.
Rackeln:
„Beim Spiel
Von hundert misstönenden Leiern, die ihm entgegen rackeln".
Neuer Amadis 1771, II. p. 71.
Sanft thun (für wohlthun):
„Wie sanft ihm auch die Frage thut". Pervonte XVIII. p. 85.
Sorge haben dazu:
„Haben Sie also ja Sorge dazu". Briefe I. 217.
Trätschen:
„Er hörte zu trätschen auf". Pervonte XVIII. p. 88.
Ueberschreiben (brieflich mitteilen):
„Ich habe nicht Zeit, Ihnen über diese Materie meine Zusätze zu überschreiben. Briefe I. p. 220.
Ungeheut lassen:
„Sie lassen mich ungeheut, und dafür thue ich ihnen auch nichts."
Briefe I. p. 229. [1])
Unteilnehmend: Oberon XII. 17.
Verdenken:
„Ich bin natürlicher Weise nicht zu verdenken, wenn ich ....."
(statt „mir ist nicht zu verdenken". Briefe I. p. 60.
Vergaumen:
„Denn gehöhnt auf ewig
Und aller Ehren bar wär' ich geblieben,
Hätt' euer Mut die Schmach mir nicht vergaumt".
Geron der Adeliche XVIII. p. 33.
Verhalten (für verheimlichen, verhehlen):
„Und jedem ......
Verhalten wir nicht, die Dame gewann nicht viel dabei".
Neuer Amadis 1771 II. p. 186.

---

[1]) Entsprechend dem modernen Sprachgebrauch:
„Die Welt ist schlecht und ungerecht,
Lässt niemand ungeschoren". Heine-Ausg. v. Elster Bibl. Inst. I. 292.

Vorbesagt (für vorausbestimmt):

„Sein vorbesagtes Herz". Ebenda II. 181.

Werten refl.:

„Der Ritter, dessen Seele solcher That
Sich werten durfte, musste wohl von Not
Der Besten einer sein". Geron der Adeliche XVIII. p. 30.

Zerwinken refl.:

„Umsonst zerwinkt die treue Alte sich". Oberon VI. 51.

Hin und herzittern:

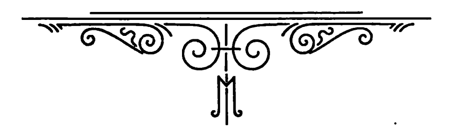
„Man zittert hin und her, man läuft den Waffen zu".
Oberon III. 2.

Znm Schlusse mögen noch die Formen angefügt sein:

Dar in „von dar eilen":

„Herr Gawein eilt von dar
Wiewohl's schon Abend war". Sommermärchen XVIII. p. 223.

Täglichstags: Vogelsang XVIII. p. 257.



Lebenslauf.

Am 19. Juni 1865 wurde ich in Waldmünchen als Sohn des K. Grenzoberkontroleurs Jakob Kuhn geboren. Ich bekenne mich zur katholischen Konfession. Im Frühlinge des Jahres 1875 kam mein Vater als K. Hauptzollamtsverwalter nach Würzburg, wo er noch im Ruhestande lebt. Ich habe die Mittelschulen daselbst besucht und am 30. Juni 1888 das K. Realgymnasium absolviert. In den darauffolgenden 5 Semestern widmete ich mich dem Studium der germanischen Philologie, der Geschichte und Geographie. In dankbarer Verehrung gedenke ich stets meiner unvergesslichen Lehrer der Herren Professoren Dr. Lexer, Dr. Wegele und der damaligen Privatdozenten Herrn Dr. Rötteken und Herrn Dr. Sievers. Im Sommersemester 1891 bezog ich die Universität München, um bei Herrn Professor Dr. Munker neuere Litteraturgeschichte zu hören. Zugleich besuchte ich als Hospitant der technischen Hochschule die Vorlesungen und Seminarien der Herren Professoren Dr. Herz, Dr. Stieve und Dr. Günther. Im Oktober des gleichen Jahres unterzog ich mich mit Erfolg der Hauptprüfung für das Lehramt der Realien an technischen Mittelschulen. Am 17. Oktober 1891 bin ich der K. Realschule in Bamberg als Assistent zugeteilt worden. Am 19. August 1893 wurde ich zum K. Reallehrer in Neuburg a. D. ernannt und am 29. April 1898 legte ich die zweite, sogenannte Spezialprüfung ab. Am 9. August 1899 wurde ich auf Ansuchen an die K. Kreisrealschule Nürnberg versetzt, in welcher Stellung ich mich noch befinde. In den ersten Tagen dieses Jahres überreichte ich vorliegende Arbeit einer hohen philosophischen Facultät der Universität Würzburg als Dissertation und legte am 31. Januar die vorgeschriebene mündliche Doktorprüfung ab.

